

60. JAHRGANG
NOVEMBER 1933

DEUTSCHE RUNDSCHAU

Herausgegeben von
RUDOLF PECHEL
gemeinsam mit
PAUL FECHTER

DEUTSCHE RUNDSCHAU G. M. B. H. / BERLIN
EINZELHEFT M. 1.— PRO QUARTAL M. 2.75

INHALTSVERZEICHNIS

	Seite
CHRISTOPH SCHREMPF	Auch ein Bekenntnis zu Luther 79
H. F.	Die Wehrmacht im neuen Staat 82
PAUL FECHTER	Der neue Abschnitt der Frauenbewegung 88
PETER WEBER	Die beiden Separatistenbewegungen im Rheinland . . . 94
R. P.	Besseres Gedächtnis! 99
KURT KLUGE	Der Gobelin 101
FELIX MESECK	Tragödie der deutschen Kunst 112
HUGO PRELLER	Schwergewichtsverschiebungen innerhalb der Geschichts- wissenschaft 115
PAUL MOMBERT	Die Länge der Generationsdauer 119
RUDOLF ZESCH	Gustav Nachtigal in Tunis (Schluß) 122
VOM GRENZ- UND AUSLANDDEUTSCHTUM	
JOHANNES DIERKES	Die Volksabstimmung im Saargebiet 125
LITERARISCHE RUNDSCHAU	
D. R.	Weihnachtsfreude und innere Einkehr 128
OTTO FREIHERR v. TAUBE	Lope de Vega 134
MAXIMILIAN CLAAR	Zeller auf italienisch 136
OTTO HACHTMANN	Bücher aus dem romanischen Kreise 137
POLITISCHE RUNDSCHAU 138
VOR DEM SCHNELLRICHTER 141

DEUTSCHE RUNDSCHAU

im Jahre 1874 von Julius Rodenberg
gegründet, erscheint in Monatsheften
am 1. eines jeden Monats.

Preis pro Heft 1.— Mark • vierteljährlich 2.75 Mark
halbjährlich 5.25 Mark • Jahresbezug 10.— Mark

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, durch jede Postanstalt oder direkt vom Verlag.
Alle Zusendungen werden ohne Nennung eines persönlichen Empfängers an die Schrift-
leitung, Berlin SW 68, Ritterstraße 51, erbeten. Für unverlangte Manuskripte ohne Rück-
porto wird keine Gewähr übernommen. Anfragen ist Rückporto beizufügen.

Bankkonto: Deutsche Bank und Discontogesellschaft, Depositenkasse J 2, Berlin SW 19,
Jerusalemmer Straße 65-66 / Postscheck-Konten: Berlin NW 7 Nr. 595 01
und Leipzig Nr. 4531 / Fernsprecher: Amt Dönhoff A 7 Nr. 7450 und 8056

Eine bibliophile Seltenheit!

Der Lobspruch auf das

Kniesenack

Das köstliche Werkchen ist in einer faksimilierten Wiedergabe nach der Handschrift des Verfassers vom Jahre 1624, die im Jahre 1704 vom Hofmedicus Detharding in Güstrow mit Anmerkungen versehen herausgegeben wurde, endlich wieder den Liebhabern alter Bücher zugänglich.

In dieser Lobschrift auf das Güstrower Bier Kniesenack sind derber Humor, Lebensweisheiten, Pathos und Salbung köstlich miteinander verquickt, und des Verfassers Ansicht steht dabei oft in einem ergötzlichen Gegensatz zu den sarkastischen oder umständlich gelehrsamten Anmerkungen des Hofmedicus. Kurz, das Werk ist

**ein Kulturdokument
von eigenartigem Reiz!**

Ladenpreis RM. 1.25

Deutsche Rundschau

G. m. b. H.

Berlin SW 68

Lassen Sie sich die

DEUTSCHE RUNDSCHAU

einbinden!

Einbanddecken

(für je 3 Hefte)

nur noch M. 1.00

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verlag

Deutsche Rundschau

G. m. b. H.

Berlin SW 68

Schriftsteller

auch junge Talente, finden Gelegenheit zur Buchausgabe ihrer Werke, auch Bühnenvertrieb
Heim-Verlag Radolfzell / Bodensee

Bücher vom heroischen Menschen

Wilhelm Kohlhaas

Der Häuptling und die Republik

Die Geschichte eines Irrtums

Kartontiert RM. 4.50, Leinen RM. 5.80

Ein heldischer Kriegs- und Nachkriegsroman aus den Jahren 1916–26, in dem zum erstenmal die Brücke aus dem Schlamm des Schützengrabens über die Nachkriegswirren hinweg ins erste Arbeitslager gespannt wird. Dieser Häuptling ist ein ganzer Kerl, der begeistert und mitreißt.

Walthor Pendl

Puna de Atacama

Bergfahrten und Jagden in der
Cordillere von Südamerika

Mit einer Einführung von Albrecht Pendl,
26 Bildern, 2 Karten, 7 Zeichnungen

Kartontiert RM. 6.—, Leinen RM. 7.50

Ein junger Deutscher, der viel zu jung verstorben Geologe Walthor Pendl, durchforstet das riesige Wissensgebiet zwischen Chile und Argentinien und bestiegt verschiedene Sechstausender der Cordillere. Seine Aufzeichnungen sind ein menschliches und künstlerisches Dokument erster Ordnung.

Wolfgang Langewiesche

Das amerikanische Abenteuer

Deutscher Werkstudent in U.S.A.

Kartontiert RM. 4.—, Leinen RM. 5.50

„Von solchen jungen Deutschen wie Langewiesche wird der Krieg mit dem Leben immer noch heroisch ausgefochten.“

Der Tag, Berlin

„Der beste Querschnitt durch das heutige Amerika, den ich kenne.“ Will Vesper

J. Engelhorns Nachf. Stuttgart

ZUR VOLKSDEUTSCHEN ERNEUERUNG

HANS EIBL

Vom Sinn der Gegenwart

Ein Buch von deutscher Sendung

Großoktav, Umfang XII und 423 Seiten / Preis in Leinen geb. Rm. 12.—

Selten wohl kam uns ein Buch deutschen Denkens gelegen, als dieses universale Bekenntniswerk zum Beruf und Auftrag des deutschen Menschen in der Gegenwart. Aus einer wahrhaft genialen Schau des Wesens deutscher Geschichte und der in ihr zu schöpferischer Wirksamkeit gelangten Kräfte arteigenen Denkens, Fühlens und Schaffens entwickelt hier der bekannte Wiener Geschichtsphilosoph Prof. Hans Eibl die vielleicht tief-schürfendste Sinndeutung der deutschen Revolution in ihrer nationalen und abendländischen Bedeutung. »ZEIT UND VOLK«

REINHOLD LORENZ

Zürtenjahr 1683

Das Reich im Kampf um den Ostraum

2. Auflage mit 16 Tafeln, XII und 272 Seiten / Preis in Leinen geb. Rm. 5.—

Ein Erinnerungsbuch besonderer Art und von besonderem Wert. Der Spiegel der Vergangenheit erklärt Gegenwart und Zukunft. Dieser Tatsache muß man beim Lesen dieses instruktiv geschriebenen Buches gegenwärtig sein. Wer die politischen Probleme in Zwischeneuropa und im Donauraum verstehen will, der muß dieses Buch gelesen haben.

»SÜDDEUTSCHE ZEITUNG«, STUTTGART

Man wird an Leopold von Ranke's Darstellung erinnert, aber zum kühlen Verstand tritt der hinreißende Schwung der Darstellung und das warme Herz des deutschen Patrioten, der den deutschen Zwiespalt überwinden helfen will. »ZEITWENDE«

WILHELM BRAUMÜLLER

UNIVERSITÄTS-VERLAGSBUCHHANDLUNG / WIEN IX / LEIPZIG

Christoph Schrempf

Auch ein Bekenntnis zu Luther

Von den vielen Toten, mit denen ich schon in Verkehr gekommen bin, haben nur einige wenige mich in ein persönliches Verhältnis zu sich hineingezogen, das für meine innere Geschichte wesentliche Bedeutung bekam; nämlich (nach ihrem Eingreifen in mein Leben geordnet) Jesus, Luther, Lessing, Kant, Kierkegaard, Sokrates, Goethe, Nietzsche, Terstegen. Und zwar haben sie mich zum Teil einfach angezogen, so daß ich in eine stetige Verbindung mit ihnen kam (Jesus, Sokrates und Lessing); zum Teil angezogen und abgestoßen, so daß ich mich mit ihnen auseinandersetzen mußte (alle die andern, die ich genannt habe). Deshalb hätte ich von diesen mehr zu erzählen als von jenen (während der wirkliche Einfluß, den die einen und die andern auf mich gewannen, im umgekehrten Verhältnis steht). Insbesondere hat mein Verhältnis zu Luther eine bewegte Geschichte, die vielleicht noch nicht einmal zu Ende ist.

Ich habe Luther schon als Knabe in der Volksschule kennen gelernt; und er scheint mir schon damals als Persönlichkeit einen Eindruck gemacht zu haben. Denn von dem vielen Religionsunterricht, den ich genossen habe, hat mir nur die Reformationsgeschichte eine deutlichere Erinnerung hinterlassen; und der Reformator war eben Luther. Verstanden aber habe ich ihn natürlich nicht, nur an ihn geglaubt; und das bedeutete nur, daß ich den mir eingeprägten, selbstverständlich allein wahren Glauben wie für den biblischen, so auch für den lutherischen hielt. Daß ich ihn deshalb glaubte, das hielt ich wohl eben für den Glauben, durch den ich armer Sünder vor Gott gerecht sei. Aber die Seligkeit, daß mir Gott in seiner, trotz seinem heiligen Zorn über die Sünde, unbeschreiblichen Gnade gegen die Sünder um des Verdienstes Christi willen meine unverzeihliche Sünde doch verzeihe: die habe ich auch als gläubiges Kind nicht erlebt; und gerade deshalb, weil ich zum Glauben an den in seinem Zorn gnädigen Gott mit Erfolg erzogen war.

So konnte mich nur das ängsten, daß ich unter meiner Sündenschuld nicht genug litt, um durch die Gnade Gottes beseligt werden zu können. Das hat mich auch geängstet, und ich habe mir auch Mühe gegeben, mich sündhafter zu finden, als ich mich fand. Wenn ich damit auch mehr Erfolg gehabt hätte, als ich hatte, wäre ich auf diesem Weg doch nicht zu dem beseligenden Glauben Luthers gelangt;

denn dadurch hätte ich ja Gott gezwungen, mir nach seiner Verheißung, die er mir in seinem Wort gegeben habe, gnädig zu sein. Aber mein widersinniges Bemühen, zu dem mich doch auch Luther verführt hatte, wurde mir durchkreuzt. Erstens wurde mir überzeugend bewiesen, daß das sogenannte Wort Gottes, an dessen Wahrheit ich nicht zweifeln durfte, in Wirklichkeit Menschenwort von sehr verschiedenem, also immer bezweifelbarem Wert sei. Zweitens wurde mir durch fortschreitende Lebenserfahrung nicht sowohl die Gnade Gottes zweifelhaft, als vielmehr, ob der Gott sei, der zornig und gnädig sein könne. Drittens kam ich in Pflichtenkollisionen hinein, durch die mir zur ernststen Frage wurde, was ich tun solle. Denn die mir anerzogene Moral genügte zur Beantwortung dieser für mich kritisch gewordenen Frage nicht.

Dadurch änderte sich mein Verhältnis zu Luther. Von der wissenschaftlichen Kritik der Bibel ließ ich mich auch durch Luther nicht abhalten, der sich ja selbst auch sehr freie Urteile über einzelne Bücher der Bibel erlaubt hatte. Im Zweifel am Dasein Gottes, des Vaters, flüchtete ich mich aber — im Einverständnis mit Luther und doch gegen den Sinn Luthers — zu Jesus. Denn Jesus war mir zum bloßen menschlichen Lehrer geworden, als solcher aber hatte er solche Bedeutung für mich bekommen, daß mir alle Christologie gleichgültig geworden war. Luther war gar nicht zu Jesus selbst zurückgekommen, sondern unterwegs bei Paulus und Johannes stehen geblieben, für die ihre Auffassung Jesu schon wichtiger geworden war als Jesus selbst. Jesus nun gab mir den besten Rat für die Lösung der schlimmsten Pflichtenkollision, in die ich gekommen war. Die lag in meinem Verhältnis zu der Kirche, in deren Dienst ich getreten war. Ich war nämlich als Kirchendiener eigentlich „Diener des Herrn Jesus Christus“, und so glaubte ich mich gegen den Willen der Kirche an das Wort Jesu unbedingt gebunden: „Eure Rede sei ja, ja, nein, nein.“ (Was ich sowieso für selbstverständlich hielt.) In dem Konflikt mit der Kirche, der sich daraus ergab, glaubte ich aber auch mit Luther, so weit er sich selbst verstand, durchaus im Einverständnis zu sein. Wenn nicht, wäre mir das allerdings selbstverständlich gleichgültig gewesen, womit er eigentlich auch einverstanden sein mußte. Er meinte doch nicht, daß nur er sagen dürfe: „Ich kann nicht anders“?

Dann aber hat sich mein Verhältnis zu Luther wieder verschoben, und zwar so, daß ich lutherischer wurde als Luther selbst. Mit dem Fortschritt der Lebenserfahrung wurde es mir nämlich immer zweifelhafter, daß ich wollen könne, was ich wollen wolle, und schließlich kam ich von dem üblichen „Salb und halb“ in Sachen der Freiheit des Willens zu der festen Ueberzeugung, daß diese so gewiß eine Sinnestäuschung sei wie die Bewegung der Sonne um die Erde. Damit habe ich mich eigentlich erst recht zu Luther bekehrt, dem die Wahlfreiheit auch eine bloße Erdichtung war, ein „titulus sine re“. Und für mich war wie für ihn die Unfreiheit des Menschen nicht eine metaphysische Spekulation, sondern ein religiöser Glaube. Denn für mich wie für ihn entspricht der Unfreiheit des Menschen die Alleinwirksamkeit Gottes. Indem ich mich aber zu Luther bekehrte, kam ich zugleich in den schärfsten Gegensatz zu ihm. Für mich folgt nämlich aus der Alleinwirksamkeit Gottes, daß die erste Frage aller Theologie ist, ob Gott die Liebe ist zugleich in den schärfsten Gegensatz zu ihm. Für mich folgt nämlich aus der Allein-

wirksamkeit Gottes, daß alles, was Gott, der „Vater“, wirkt, auf das Heil seiner „Kinder“ abgezweckt ist, diese also ihrem Heil nicht entgehen können. Zu dem „Alles“, was Gott wirkt, gehört aber nicht bloß, was seine Kinder leiden, sondern auch, was sie tun. Denn was sie von sich aus zu tun wännen (in der auch von Gott gewirkten Illusion der Wahlfreiheit), wird vielmehr nur von Gott durch sie getan. Gott selbst bewirkt also auch, daß der Mensch in Streit mit ihm und mit sich selbst kommt. Und zum Frieden mit Gott und mit sich selbst kommt der Mensch dadurch, daß er, wie alles, was Gott wirkt, so auch dies als auf sein Heil abgezweckt erkennt. Auch diese Erkenntnis wird durch Gott bewirkt. Luther aber läßt sich durch das „Wort Gottes“ verführen, Gott zuzutrauen, daß er den Tod des Sünders zwar angeblich nicht wolle, in Wirklichkeit aber doch wolle. Und so muß Luther den höchsten Grad des Glaubens darin sehen, daß man den Gott gnädig glaubt, der so wenige rettet und so viele verdammt, und den Gott gerecht glaubt, der bewirkt, daß wir von ihm verdammt werden müssen. Trotzdem aber sollen wir uns an den angeblichen Willen Gottes halten, daß kein Mensch verlorengehe, und nicht an den wirklichen Willen Gottes denken, daß er so wenige rette und so viele verdamme. Also nicht daran denken, daß Gott vielleicht uns selbst zum ewigen Tod bestimmt haben könnte.

Dazu kann ich — mit und wider Luther — nur sagen, daß Gott nach seinem geheimen, wirklichen Willen den Glauben an sein angebliches Wort in Luther erhalten und in mir zerstört hat. Und zwar jenes zu seinem und dieses zu meinem Heil. Zu Luthers Heil mußte es dann auch dienen, daß er lebenslang durch die Anfechtung bedroht blieb, ob er ein Seelenretter oder ein Seelenverderber sei; welche Anfechtung mir durch den Glauben, daß Gott durch mich nur wirkt, was Er will, erspart bleibt. Zu diesem Glauben aber hat mir Gott gerade auch durch Luther verholfen; nämlich dadurch, daß Luther mich zwang, mit dem Glauben an die Liebe Gottes (um ihn nicht aufgeben zu müssen) vollen, strengen Ernst zu machen. Weshalb ich in Luther trotz allem „Gottes unwürdiges Gezeuge“ sehe, als das er sich in guten Stunden selbst zu erkennen und zu bekennen wagte. Gottes „unwürdiges“ Werkzeug war er freilich gewiß nicht, weil Gott sich kein seiner unwürdiges Werkzeug schafft. Aber auch das mußte Luther gewiß zum Heil dienen, daß er, um sich nicht zu überschätzen, die Weisheit und Liebe seines Gottes unterschätzte . . .

In diesem Bekenntnis zu Luther vermißt vielleicht auch der geneigte Leser, daß weder Luthers Bedeutung für seine Zeit gerühmt, noch Luthers Bedeutung für unsere Zeit nachgewiesen wurde. Aber jenes würde Luther selbst nicht wünschen, der sich ja für ein unwürdiges Werkzeug Gottes hielt. Auch hat sich Luther nicht darum bekümmert, welche Bedeutung seine Autoritäten (Augustinus und Paulus) für ihre Zeit hatten. Und was Luthers Bedeutung für unsere Zeit betrifft: Luthers Aufgabe war ihm durch seine Zeit bestimmt, und unsere Aufgabe ist uns durch unsere Zeit bestimmt. Und zwar je durch die besonderen Verhältnisse der Zeit. Diese haben sich aber im Laufe von vier Jahrhunderten so sehr verändert, daß wir uns an Luther nicht mehr orientieren können. Schließlich würde sich jeder von ihm doch nur bestätigen lassen, was er sowieso schon richtig glaubt. Und das muß er dann doch auf eigene Verantwortung und Gefahr tun. Es ist der Wille Gottes, daß das niemand erspart bleibt.

Die Wehrmacht im neuen Staat

Wenige Tage nach dem Beginn der nationalen Revolution hatte der eben ernannte Reichswehrminister in Berlin die obersten Führer der Wehrmacht bis zu den Divisionskommandeuren herab zu einer militärischen Besprechung befohlen. Diese Gelegenheit benutzte der Reichskanzler Adolf Hitler, um den versammelten Generalen und Admiralen selbst in ausführlicher Rede die Grundzüge der nationalsozialistischen Weltanschauung zu entwickeln und vor ihnen die Ziele seiner Politik klarzulegen; ein Vorgang, der seinerzeit, obwohl der Öffentlichkeit bekanntgegeben, wenig Beachtung fand und doch symbolisch erscheint für die Erkenntnis der Notwendigkeit engster Verbundenheit zwischen der Führung des Staates und der bewaffneten Macht. Darüber hinaus mußte diese Tatsache allen denen eindeutige Antwort geben, die zweisehend oder in falscher Hoffnung nach der Stellung der Wehrmacht zur nationalen Revolution und zur nationalsozialistischen Bewegung fragten. Solcher Zweifel und falscher Hoffnungen gab es viel. Wer in der Machtergreifung am 30. Januar 1933 einen der vielen üblichen Kabinettswechsel sehen zu müssen glaubte, hatte vielleicht ein Recht dazu, ebenso wer in das Wesen der Wehrmacht einzudringen sich nie bemüht hatte. Für den, der die Weltanschauung des Nationalsozialismus kannte und zugleich vom Ringen des Soldaten um die Erfüllung seines Berufs wußte, lag die Antwort klar. Es wäre vermessen, heute solche Zweifler mit schadenfrohem oder mitleidigem Lächeln abzutun; denn es war nicht so selbstverständlich und leicht, die eindeutige Antwort zu geben, welche die Tatsachen seit der Umwälzung erteilt haben. Dazu hatte es zuviel Mißverständnisse gegeben, dazu waren die Wege und Methoden beider Partner zu verschieden gewesen; Wege und Methoden, nicht aber die Ziele.

Ein kurzer Rückblick mag dies zeigen.

I.

„Staat im Staat!“ Dies Wort gehörte zu dem unvermeidlichen Sprachschatz der Leitartikler, die über die politische Stellung der Wehrmacht im Weimarer Staat abhandelten. Meist klang es vorwurfsvoll und anklagend, oft bedauernd, und doch hätte es eine Feststellung sein können, in der Anerkennung und Hoffnung lagen. Nicht ohne Grund erregte die Wehrmacht den Zorn der Parteien, den Haß der Linken und die Freude der Kreise, die erkannt hatten, daß Versailles nicht nur Wehrkraft und Wehrmacht gefesselt hielt, sondern auch Entfaltung, ja Entwicklung jeder echten Staatsautorität unmöglich machte, solange die Inhaber einer vermeintlichen Staatsautorität dieses Versailles als unabänderlich hinnahmen. Die Wehrmacht wußte von diesen Fesseln. Sie sah nicht nur sich selbst geknebelt, sondern das ganze Volk und alle seine staatlichen Ausdrucksformen. Sie hat gegen dieses Versailles in seinen nahen und weiten Auswirkungen mit einer Energie und Selbstlosigkeit gekämpft, welche die Väter dieses Schanddikts erschreckten. Sie hat gekämpft gegen den in Versailles gepflanzten, im Versailler Deutschland geduldeten und sogar gezüchteten Pazifismus mit allen Mitteln, die ihr zu Gebote standen. Sie hat gekämpft gegen die Verwirklichung eines Staatsbegriffs, der diesen Namen nicht verdiente, und hatte sich einen eigenen Staatsbegriff aufgestellt, der sich mit dem der Weimarer Parteien nie deckte. Deshalb die viel verleumdete, auch heute noch so

oft mißverstandene Konstruktion der Ueberparteilichkeit der Wehrmacht, die kein Ausweichen war, sondern Abwehrkampf. Sie hat gekämpft gegen die immer wieder von den Gegnern der Wehrmacht erstrebte Durchsetzung des Soldatentums mit parteiischem Geist, und sie hat in diesem harten und oft widerlichen Ringen den Sieg davongetragen. Sie hat den Zustand unantastbarer Autorität in ihrem inneren Gefüge für sich erhalten, und sie hat erreicht, daß der Gedanke einer Leitung der Wehrmacht durch einen Parteimann aus den Köpfen ernstzunehmender Politiker verschwand. Sie hat auch in sich den Gedanken einer Volksgemeinschaft verkörpert, wenn auch naturgemäß nur in allerkleinstem Rahmen; sie hat das ewige nationale Gedankengut in der Erziehung ihres Nachwuchses gepflegt und hat in den ausscheidenden Soldaten der öffentlichen Verwaltung pflichttreue und unantastbare Diener des Staates geschenkt wie zu allen Zeiten. Sie hat vor allem trotz aller Bedrückungen von außen und innen in ihrer militärischen Berufsausbildung Höchstleistungen erzielt, die tragisch anmuten angesichts der fehlenden Auswirkungsmöglichkeiten. Die Wehrmacht war die Klammer des Reiches in den schwersten Jahren seit 1918 und der erbitterteste Feind aller bolschewistischen Umtriebe. Die Wehrmacht war mit einem Wort ein Fremdkörper im Weimarer Staat. Ueberflüssig, daran zu erinnern, daß diese Begriffe, die dem Kampf der Wehrmacht das Gepräge gaben: autoritäres Führertum, Opfergeist, Leistungsprinzip, Volksgemeinschaft und reines nationales Denken die Grundpfeiler waren und sind, welche die nationalsozialistische Bewegung trugen und zum Sieg führten.

Daß die Wege und Kampfmethoden trotz gleicher Ziele verschieden waren, liegt in der verschiedenen Natur der Wehrmacht und der nationalsozialistischen Bewegung. Hier eine in äußeren Fesseln lebende O r g a n i s a t i o n, deren vornehmste Aufgabe Schutz der Grenzen ist und die deshalb um eines innerpolitischen Zieles willen nicht die Sicherheit des Volkes nach außen aufs Spiel setzen konnte und der die ihr aus der Unzulänglichkeit der staatlichen Führung aufgezwungene innerpolitische Rolle immer wesensfremd bleiben mußte; dort eine auf innerpolitische Machtergreifung gerichtete B e w e g u n g, die mit der Erreichung dieses innerpolitischen Zieles ihre erste Aufgabe erfüllt sehen konnte. Hier trotz aller inneren Freiheit Führer, die von den bestehenden Zuständen und von der höchsten Staatsleitung sich nie ganz unabhängig machen konnten, dort ein Führer, frei in seinen Entschlüssen, gebunden nur an die Verantwortung gegen sich selbst und gegen seine Gefolgschaft. Hier ein in sich geschlossener, auf den alten soldatischen Grundsätzen des Gehorsams und der Disziplin aufgebaute O r g a n i s m u s, dort eine je nach der Lage immer wieder nach neuen Gesichtspunkten zusammenschließende und trotz aller leitenden Gedanken in ihrer Zusammensetzung doch wechselnde M a s s e n b e w e g u n g. Es bedarf kaum mehr als dieser knappen Hinweise, um zu verstehen, daß die Wege nicht die gleichen sein k o n n t e n, daß sie sich zu kreuzen drohten, und daß Mißverständnisse nicht ausbleiben konnten auf b e i d e n S e i t e n.

Dieser Rückblick auf die Zeit vor der nationalen Revolution macht dem, der das Wesen beider Teile erfaßt hat, klar, daß in der nationalen Revolution die Haltung der Wehrmacht folgerichtig war. Es ist eine oft gehörte Klage, auch in der Wehrmacht, daß die Reichswehr in der nationalen Revolution abseits gestanden habe. Solche Klage mag menschlich zu verstehen sein und macht der Gesinnung dessen, der sie ausspricht, alle Ehre. Aber politisches Denken und geschichtliche Erfahrung verrät sie nicht. Wer die Geschichte von Revolutionen und von der Rolle der Heere in Revolutionen kennt, weiß, daß es keine stärkere Stellung der Heere, aber auch — und das ist hier das entscheidende —

keine stärkere Stütze der neuen Macht geben kann als die Stellung der Wehrmacht mit „Gewehr bei Fuß“, wenn sicher ist, daß die großen gedanklichen Ziele der revolutionären Bewegung und der Wehrmacht die gleichen sind. Es würde dem tief geschichtlichen Empfinden des Führers der nationalen Revolution durchaus entsprechen, wenn man sich vorstellt, daß ihm der Gedanke an diese intakte, von höchstem nationalem Willen erfasste Wehrmacht Ruhe und Kraft zur Durchführung der Revolution gegeben hat, nicht minder als das Wissen um die Opferfreudigkeit und Hingabe und um die bewunderungswürdige Energie seiner Gefolgschaft, vor allem der SA. Es ist ruhmvoll, eine nationale Revolution durch den eigenen Einsatz zum Ziel zu führen, und es ist menschlich erhebender, als Sieger einer solchen Revolution gefeiert zu werden. Historisch ebenso wertvoll erscheint es, zum Gelingen einer solchen Revolution beigetragen zu haben durch die vom Führer gewünschte Reserve. Auch in der Schlacht tragen die Bataillone zum Siege bei, die der Feldherr nicht mehr in den Kampf zu werfen braucht.

Die nationale Revolution ist beendet. Die geschichtliche Tatsache, daß am Ende fast aller Revolutionen eine Armee stand, hat sich 1933 in Deutschland glücklicherweise nicht wiederholt. Aber auch die geschichtliche Tatsache hat sich nicht wiederholt, daß am Anfang von Revolutionen meist eine Umwandlung der Wehrmacht erfolgte. So war es zu Ende des 18. Jahrhunderts in Frankreich, so war es 1917 im bolschewistischen Rußland, so war es 1918, allerdings nicht allein aus eigenem Willen, in Deutschland. Die nationale Revolution von 1933 hat — und das ist von jedem guten Deutschen zu begrüßen — an dem inneren Gefüge der deutschen Wehrmacht nichts zu ändern brauchen.

Der Reichskanzler hat auf der Stahlhelmführertagung in Hannover auch der Reichswehr gedacht und dabei gesagt: „Wir wollen an diesem Tage auch besonders unserer Armee gedenken; denn wir alle wissen genau, wenn das Heer nicht in den Tagen der Revolution an unserer Seite gestanden hätte, dann ständen wir heute nicht hier. Wir können versichern, daß wir dies niemals vergessen werden, daß wir in ihnen die Träger der Tradition unserer ruhmreichen alten Armee sehen und daß wir mit ganzem Herzen und mit allem, was wir vermögen, uns für den Geist dieser Armee einsetzen werden“. Mit diesen Worten hätte der Führer die Herzen der deutschen Soldaten ganz gewinnen können, wenn sie ihm nicht schon vorher in engster soldatischer Verbundenheit entgegen geschlagen hätten. Die Wehrmacht dankt dem deutschen Reichskanzler diese Worte ganz besonders, weil sie der Stellung der Reichswehr im höchsten Maße gerecht werden.

Die Wehrmacht dankt aber auch dem Führer der nationalen Revolution, daß er sie befreit hat von der undankbaren innerpolitischen Rolle, in welche die Reichswehr in den letzten Jahren immer mehr durch die parteipolitischen Verhältnisse hineingetrieben worden ist. Der Soldat kann sich heute wieder voll konzentrieren auf seine vornehmste Pflicht, auf die Vorbereitung zum Schutze der Grenzen unseres Vaterlandes nach außen. Doch mit der Abnahme dieser einen großen, alle Soldaten bedrückenden Last sind die eigentlichen Sorgen des deutschen Soldaten noch nicht beseitigt.

II.

Das führt zu einer Zukunftsbetrachtung über die Wehrmacht im neuen Staat.

Ehe die Fragen der inneren Organisation einer deutschen Wehrmacht gestreift werden, erscheint es notwendig, auf den großen Kampf der deutschen Regierung und des deutschen Volkes einzugehen, der um die Frage der Abrüstung, oder besser gesagt, für uns

um die Frage der Sicherheit und der Gleichberechtigung Deutschlands geführt wird. In diesem Kampf hat die nationale Revolution insofern eine erhebliche Verbesserung unserer Lage herbeigeführt, als die Auseinandersetzungen über Abrüstung, Sicherheit und Gleichberechtigung in Deutschland ein Ende gefunden haben. Der Kampf gegen den Pazifismus, vor allem gegen den landesverräterischen Pazifismus, aber auch gegen die ideal eingestellten Verfechter des Gedankens eines ewigen Friedens zwischen den Völkern hatte starke Kräfte gebunden, die nun frei geworden sind und miteingesezt werden können in dem internationalen Ringen um diese Frage. Für die deutsche Wehrmacht ist es eine Selbstverständlichkeit, daß sie ein Mittel der politischen Führung bleibt und niemals eine eigene Politik zu führen hat. Die ehrlichen Beteuerungen des Friedenswillens entsprechen durchaus dem Verantwortungsbewußtsein des deutschen Soldaten, der weiß, daß die Aufgaben Deutschlands nicht in kriegerischen Auseinandersetzungen zu suchen sind, sondern im friedlichen Aufbau eines neuen Staates auf nationalsozialistischer Weltanschauung und in erster Linie in einer Besserung der Wirtschaftslage, vor allem in der Beseitigung der Arbeitslosigkeit. Aber das Ringen um die deutsche Sicherheit rührt an einer der stärksten Lebensfragen des deutschen Volkes. Noch keine deutsche Regierung konnte mit einem so einheitlichen Volkswillen hinter sich diesen Kampf aufnehmen, aber auch keine deutsche Regierung hat vielleicht so viel gefühlsmäßige Widerstände im Ausland gefunden wie die Regierung Adolf Hitler. Wer diese letztere Tatsache zu einem Vorwurf machen wollte, vergißt eine der Grundthesen der großen Politik seit dem Ausgang des Weltkrieges. Jede innere Erstarkung Deutschlands mußte zwangsläufig zu einer Verstärkung der Widerstände von außen führen. Uns bleibt die Hoffnung, daß sich das Ausland auf die Dauer abfinden wird mit der Tatsache, daß das deutsche Volk von 1933 nicht mehr dasselbe ist wie in den vergangenen Jahren und daß sich der Gedanke international durchsetzt, daß auf die Dauer gegenüber dem Wehrwillen Deutschlands auch die gewandtesten diplomatischen Kniffe nichts nützen werden. Andererseits konnten nur politische Karren erwarten, daß nach der Machtergreifung durch den Führer der nationalsozialistischen Bewegung der Versailler Vertrag mit seinen scharfen militärischen Bindungen plötzlich verschwinden würde. Der Soldat kennt die Schwierigkeit des Abrüstungskampfes und weiß, daß er auch jetzt nicht in kürzester Frist eine Befreiung von allen Fesseln erwarten kann. Dankbar und mit erleichtertem Herzen hat die Wehrmacht das Abbrechen von Genf begrüßt und hofft, daß in ehrlichen Verhandlungen von Staat zu Staat die Versailler Fesseln von ihr genommen werden. Es gibt keine Wehrpolitik im luftleeren Raum und internationale Bindungen irgendwelcher Art werden auf militärpolitischem Gebiet immer bestehen. Auch bei einem heute noch nicht abzusehenden, aber schließlich doch günstigen Ende der Verhandlungen um Deutschlands militärische Sicherheit werden wir nicht in der Lage sein, unsere Wehrverfassung völlig nach eigenem Willen zu gestalten. Es ist zwar ein unabänderlicher Teil unserer Forderungen, daß bei allem Streben nach Vereinheitlichung der Wehrsysteme die besonderen Verhältnisse jedes Landes und Volkes zu berücksichtigen sind. Aber eine völlige innere Freiheit in der Neugestaltung einer deutschen Wehrmacht wird auf absehbare Zeit nicht zu erreichen sein.

Trotzdem ist es Pflicht, sich Gedanken zu machen über die Eingliederung der Wehrpolitik in den Rahmen der Gesamtpolitik. Ein Staat, der auf völlig neue weltanschauliche Grundlagen gebaut werden muß, kann nicht vorübergehen an dem Teil der Politik, dem der Schutz dieser Neugestaltung zufällt, an der Wehrpolitik.

Das Studium der Wehrverfassungen und der Heeresorganisationen ist im alten Deutschland gegenüber dem Studium taktischer und strategischer Fragen oft vernachlässigt

worden. Dieses Gebiet ist durch das uns aufgezwungene volksfremde Wehrsystem erst nach dem Kriege wieder recht aktuell geworden. Wer sich mit Wehrverfassungen und wehrorganisatorischen Fragen der Vergangenheit beschäftigt, stößt immer wieder auf den einen Grundsatz, daß das Wehrleben eines Volkes nicht herausgerissen werden kann aus dem Gesamtleben von Volk und Staat. Römische Söldnerheere entsprachen der gesamten politischen Gestaltung des römischen Kaiserreichs. Das altgermanische Volk war ein wehrhaftes Volk an sich. Die Einzelkämpfer und Einzelheere der mittelalterlichen Zeit sind ein getreues Spiegelbild der politischen Zerrissenheit, aber auch ein Zeichen des Lebensgedankens. Die Landsknechtsscharen des ausgehenden Mittelalters und der beginnenden Neuzeit sind eine Form, die dem politischen und weltanschaulichen Bild dieser Zeit durchaus gleicht. Die volksfremden Regimente der dann folgenden Zeiten entsprechen dem Absolutismus in der Politik. Die Massenheere sind ein Ergebnis der französischen Revolution. Wo Wehrformen und Wehrverfassungen nicht organisch aus dem Gesamtleben des Volkes wuchsen, gab es einen Mißklang, der sich geschichtlich immer irgendwie gerächt hat. Es wird die große Aufgabe der Gegenwart und nahen Zukunft sein, für Deutschland eine Wehrverfassung und ein Wehrsystem zu finden, das dem nationalsozialistischen Gedankengut entspricht, das heute die Führung auf allen politischen Gebieten übernommen hat. Denn das reine Berufssoldatentum, das uns aufgezwungen wurde, entspricht dieser Forderung nicht. Alle internationalen Abmachungen sollten daher so viel Freiheit lassen, daß diesem Gedanken der organischen Verbundenheit zwischen der gesamten Staatsidee und der Wehridee genügend Spielraum bleibt. Daß dabei letztlich die militärischen Gesichtspunkte in den einzelnen Fragen ausschlaggebend sein müssen, ist eine Selbstverständlichkeit.

III.

Wie muß eine solche Wehrverfassung — wenn man sie einmal losgelöst von den äußeren Bindungen betrachten will — aussehen?

Dem weltanschaulichen Grundgedanken von der alles überragenden Stellung der Nation entspricht die Notwendigkeit, die großen Werte der Nation zu schützen und zu verteidigen: ihr staatliches, ihr kulturelles und ihr Wirtschaftsleben. Der unbedingte Schutz der heiligsten Güter der Nation ist oberstes Wehrgebot. Das erfordert eine wehrhafte Gesinnung des ganzen Volkes in jeder Beziehung. Diese wehrhafte Gesinnung zu erreichen ist in erster Linie Aufgabe des Staates und muß sich auswirken in allen Maßnahmen dieses Staates, vor allem in der Erziehung des Einzelnen von der Schule über die Lehrzeit und das Studium bis in die Berufszeit und das späte Alter.

Dem weltanschaulichen Grundgedanken der Volksgemeinschaft und dem Totalitätsanspruch des nationalsozialistischen Staates entspricht der politische Gedanke der Wehrgemeinschaft, durchsetzt vom Gedanken des Opfers für diese Gemeinschaft, unter Zurückstellung aller persönlichen Motive. Der Staat hat ein Recht und mehr noch die Pflicht, alle Kräfte der Nation zu dieser Wehrgemeinschaft heranzuziehen und der Verteidigung der nationalen Werte nutzbar zu machen. Alle personellen und materiellen, ideellen und finanziellen Mittel haben diesem Gedanken zu dienen. Die Art dieses Dienstes kann durchaus verschieden sein. Der eine dient dem Vaterland mit der Waffe in der Hand, der andere durch die Arbeit in der Werkstatt und im Maschinensaal; andere wieder als Bauern durch Ernährung des Volkes, durch rednerische und schriftstellerische Gaben, durch die Kraft des Erfinders- und Forschergeistes, durch die Fürsorge für die Opfer des

Krieges. Jeder Muskel und jeder Nerv ist einzuspannen für diese Wehrgemeinschaft und in dieser Wehrgemeinschaft.

Dem weltanschaulichen Grundsatz des Führerprinzips entspricht die Notwendigkeit einer klaren Organisation der Führung im Kriege. Kein Parlament, kein Kriegsrat darf eingreifen. Der politische Führer trägt allein die Verantwortung für die Führung des Staates und der militärische Führer allein die Verantwortung für seinen militärischen Bereich.

Dem weltanschaulichen Grundsatz des Leistungsprinzips entsprechen dabei die notwendige Auswahl und Bestimmung der Rolle, die der Einzelne in dieser Wehrgemeinschaft zu übernehmen hat. Nicht Wunsch und Wille des Einzelnen, sondern die Eignung und der größtmögliche Erfolg allein entscheiden. Das bedingt eine Auslese besonders schwieriger Art. Sie muß aber erreicht werden.

Stehen diesen Forderungen die militärischen Erfahrungen des Weltkrieges entgegen?

Es ist schwer, aus Vergangenen die richtigen Lehren zu ziehen, noch schwerer, sie so zu ziehen, daß sie Geltung behalten können. Denn niemand kann in die Zukunft sehen, und niemand kennt die Ausmaße und Methoden eines Zukunftskrieges. Und doch lassen sich einige Lehren aus den Erfahrungen des letzten Krieges klar herausstellen: die gesamte Nation führt den Kampf, nicht die bewaffnete Macht allein. Die Bedeutung des Materials und der technischen Ausrüstung der bewaffneten Macht ist gewaltig gestiegen. Damit hat sich die Bedeutung des Einzelkämpfers gehoben, was vielleicht zunächst sinnwidrig klingt; aber wenn die Maschinen auch die Wirkung vieler Einzelkämpfer ersetzt haben, so müssen diese Maschinen doch vom Einzelnen bedient werden. Gegen die gewaltige Wirkung moderner Kriegsmaschinen sind die Massen früherer Zeiten auf dem Schlachtfeld nur zu leicht Kanonensfutter. Die moralischen Werte des Einzelnen stehen hoch im Kurs. Die Überwindung von Raum und Zeit hat ungeheure Fortschritte gemacht im friedlichen und im kriegerischen Leben des Volkes. Die Anforderungen an die Führung, besonders an ihre geistige Wendigkeit, sind damit um ein Vielfaches gestiegen.

Sind das Widersprüche? Nein.

Der Lehre von der gesamten kriegsführenden Nation entspricht die Forderung nach der Volksgemeinschaft und Wehrgemeinschaft. Der Lehre von dem gehobenen Wert des Einzelkämpfers entspricht der Gedanke des Leistungsprinzips. Der Lehre von den vermehrten Ansprüchen an die Eignung der Führer entspricht der Gedanke des Führerprinzips.

Wie also wären diese Grundgedanken und Lehren umzumünzen in Wehrverfassung und Wehrsystem?

Wir brauchen eine allgemeine Wehrpflicht im weitesten Sinne dieses Wortes, eine Kriegsdienstpflicht des gesamten Volkes. In diesem Rahmen ist besonders hoch zu werten der Dienst des Waffenträgers. Es darf nicht mehr so sein, daß der Kampf an der Front als Dummheit oder gar Strafe gilt. Frontkämpfertum ist höchste Ehre. Das erfordert, daß schon im Frieden dem Waffenträger größte Ehre und damit verbunden auch staatliche und wirtschaftliche Vorteile zuteil werden müssen und daß der, dem nicht vergönnt ist, die Waffen zu tragen, in irgendeiner Form zu einem Ausgleich beitragen muß. Das schließt nicht aus, sondern fordert sogar, daß auch der Wehrpflichtige an der Drehbank und am Schreibtisch sich als Soldat des Volkes fühlt. Aber nicht alle können Waffen tragen, weil viele auch an anderen Stellen gebraucht werden. Alle aber sind zu schulen für die kommende Auswahl in Waffendienstpflichtige und Wehrdienstpflichtige durch eine

vormilitärische Jugenderziehung, die neben praktischen Zielen vor allem der ideellen Durchbringung mit dem Wehrgedanken zu dienen hat. Die Wehrmacht als Organisation des Waffendienstes ist stark zu durchsehen mit Berufssoldaten, die das Gerippe sind für die Vorbereitung des Kampfes und für den Kampf selbst. Nicht verschwommene Milizformen, sondern starke Körper sind not. Wie die Nationalsozialistische Partei im Staat, so ist das Berufssoldatentum das Stahlgerippe, das diese Körper trägt. Klare Organisation der Landesverteidigung schon im Frieden unter einem für die Landesverteidigung verantwortlichen Führer ist notwendig; nicht ein Vielmaß von nebeneinanderarbeitenden Zentralstellen wie vor dem Kriege, sondern eine in eine Spitze mündende Organisation.

Das sind gewiß Idealforderungen, die aus tausend Gründen in der harten Wirklichkeit abgewandelt werden müssen. Aber diese Idealforderungen aufzustellen ist nicht sinnlos, weil ohne eine Klärung der Grundsätze praktische Arbeit leicht ziellos verläuft. So wie heute ein neues Reich gebaut wird, nicht für die nächsten Jahre, sondern für ein Jahrhundert und mehr, so müssen auch die Fundamente gelegt werden für eine Wehrverfassung, welche die Tagesforderungen überragt und in die Ferne reicht. Das Werk eines Scharnhorst und Boyen hat ein Jahrhundert gehalten und ist Vorbild geworden für die ganze Welt. Das deutsche Volk, dem ein gütiges Schicksal den politischen Führer der Zukunft geschenkt hat, wird auch einst den Meister feiern, der ihm die Wehrform der Zukunft schmiedet.

Paul Fechter

Der neue Abschnitt der Frauenbewegung

I.

Es sollte einmal jemand die Geschichte der Menschheit, soweit das möglich ist, von der Seite der Frauen aus neu schreiben — so wie Bachofen das für die fast noch vorgeschichtlichen Zeiten andeutungsweise versucht hat. Es würde sich ein sehr verändertes Bild des menschlichen Werdeganges ergeben und ein sehr verändertes Bild der männlichen Wirklichkeit. Bisher blibt nur ganz selten die wirkliche, innere Situation der Geschichte einmal auf, wird das wirkliche seelische Kraftverhältnis sichtbar, in dem Männliches und Weibliches, ihre Wesenhaftigkeit und ihre eigentliche Wirksamkeit in der Historie zueinander stehen. Tacitus ahnte etwas von der Realität, als er in der Germania seine berühmte Anmerkung über das Verhältnis der Germanen zu den Frauen machte; dann hat es das 19. Jahrhundert, merkwürdig verkleidet und doch merkwürdig offenhertzig in jenem seltsamen Vorgang offenbart, den man die Frauenbewegung zu nennen pflegt.

Die Frauenbewegung ist als wesentlicher Prozeß ein Kind des 19. Jahrhunderts. Ihre sozusagen metaphysischen Wurzeln sind eindeutig aufzuzeigen: sie liegen in der Jenaer Romantik. Die zugleich literarische und merkwürdig genial einsichtige Gesellschaft um Friedrich Schlegel und Caroline, August Wilhelm und Dorothea hatte als erste nach langer Pause den Mut, einmal das wirkliche, das sonst immer überdeckte Verhältnis der wesentlichen Kräfte auf der männlichen und weiblichen Seite beinahe mit Lust offen

auszusprechen, den Frauen betont und unverhüllt die Stellung zuzuweisen, die ihnen wirklich zukam, und die sie eigentlich immer eingenommen hatten, nur daß niemand davon sprach, und daß die Geschichte bei der Konvention der männlichen Tatberichte blieb.

Die Romantik ist literarisch betrachtet Abkehr von der Klassik als der apollinischen Haltung zur Welt, Rückkehr zum Dionysischen — Ablösung der siderischen durch die dionysischen, der geistigen durch die seelischen Mächte. Es war eine mehr als nur logische Konsequenz, daß die Romantik mit diesem Frontwechsel zugleich die Wendung zum Femininen und seiner bewußten Betonung vollzog. Es hat des öfteren Zeiten gegeben, in denen die Frauen sich in der Dichtung stärker in den Vordergrund drängten. Von der Mystik der heiligen Hildegard und der Mechthild von Magdeburg bis zu den vielen Uebersetzerinnen des Mittelalters und den Dichterinnen in den italienischen Stadtrepubliken der beginnenden Renaissance haben sie immer wieder ihren Anteil an der geistigen Welt verlangt. Bei der Romantik aber zeigt sich zum erstenmal ein grundsätzlicher Wandel: nicht mehr die Frauen sind die Fordernden, sondern die Männer fordern für sie. Die Männer rufen die Frauen, stellen sie neben sich, treten freiwillig von den überhöhten Stufen herab, auf denen bis dahin die männliche geistige Welt allein gestanden hatte. Die dichterischen Menschen früherer Epochen hatten die Frauen verehrt, geliebt, mit ihnen Briefe gewechselt; es blieb der Abstand unerörtert, der sich aus der als natürlich empfundenen Andersartigkeit des männlichen Geistes ergab. Bei der Romantik wandelt sich dies: die Stellung der Frau verschiebt sich grundsätzlich, die Männer erheben sie auf die höhere Stufe und stellen sich selbst höchstens bescheiden neben sie auf die gleiche Ebene, zuweilen mit leichter Demut sogar etwas unter sie. Nicht Kräfte und Kraftunterschiede bedingen den Vorgang, sondern Einsicht: die Männer der Romantik erkennen instinktiv ein reales Kraft- und Wesensverhältnis, sprechen seine Tatsächlichkeit aus und ziehen die Folgerungen daraus. Es ist ein sehr merkwürdiger Vorgang, in dem deutlich zwei verschiedene Triebkräfte in gleicher Richtung wirken — ein bildungsmäßiger und ein urhaft naturbedingter. Die bildungsmäßige, rationalistisch bestimmte Triebkraft hat am besten Schleiermacher umschrieben in seiner „Idee zu einem Katechismus der Vernunft für edle Frauen“. Es ist kein Wunder, daß die steigende Frauenbewegung später diesen Katechismus unter ihre Glaubensartikel aufnahm. Schleiermacher hat hier in der Tat um 1800 formuliert, was um 1900 popularisiert und zu Schlagworten der siegreichen Bewegung mißbraucht wurde.

Neben diesen mehr rationalen Tendenzen zur Angleichung der Geschlechter war in dem Verhältnis der Romantik zur Frau eine zweite dunklere, gefühlsbedingte Kraft aus der Tiefe am Werk: die Männer begannen zu spüren, daß die Frauen tatsächlich im Grund ihrer Seelen stärker waren als sie, daß in ihnen eine engere Beziehung zur Erde, zum Unmittelbaren, zum Wesenskern des Lebens lag. Ein Teil vom alten Vätererbe scheint durch die jahrhundertlang aufgeschichtete Bildungsdecke wieder emporzubrechen, nämlich die alte, germanische Verehrung der größeren Fühl- und Lebenserkenntniskräfte der Frau. Was Tacitus bei seinen Germanen feststellte, daß sie die Frauen verehrten und ihnen tiefere Einsichten zutrauten als den Männern — das setzt gewandelt jetzt um 1800 wieder ein. Bei der Romantik beginnt das erste bewußte Abbröckeln der Selbstverständlichkeit der männlichen Vordergrundstellung im Leben. Der Mann steigt freiwillig vom Thron und räumt der Frau den Platz ein. Die Männer der Romantik sind die ersten, denen die Wendung vom Geist zum Wirklichen, die das Jahrhundert nimmt, sich in einer veränderten Rangordnung der Geschlechter oder besser sogar schon in der Anerkennung der eigentlichen Rangordnung vom Wesensbesitz her darstellt.

II.

Bereits mit der Romantik sind somit die beiden Wurzeln der Frauenbewegung, die rationale und die irrationale, gegeben. Für die Romantik war trotz Schleiermacher das Entscheidende die irrationale; für das 19. Jahrhundert wurde bestimmend die rationale.

Der eigentliche Ausgangspunkt des Vorganges wurde nur zu bald vergessen; es ging, nachdem die Frauen sich die zuerst von Männern aufgestellten Forderungen zu eigen gemacht hatten, nicht mehr um die Anerkennung der naturhaften Wesensüberlegenheit der Frau und um die Anerkennung ihres Rechts, diese Wesenskräfte frei zu entfalten: es ging um die Eroberung von Rechten überhaupt, um eine Gleichstellung mit der männlichen Welt, die vom Rationalen her erheblich mehr bedeutete, als die Romantik je proklamiert hatte, vom Irrationalen aus betrachtet aber ein ganz erhebliches Zurückstehen darstellte. Die Frauenbewegung verzichtete, sobald sie Bewegung geworden war, auf die im irrationalen Übergewicht begründete Vorrechtsstellung der Frau, welche die Romantik als selbstverständlich anerkannt hatte, und zog sich auf eine Rechtsstellung, auf Angleichung, aufs Rationale, empirisch Wirtschaftliche zurück.

Zum Teil lag das begründet im allgemeinen geistigen Niedergang des Jahrhunderts. Schon als August Wilhelm Schlegel starb, gab es neben Bachofen kaum noch einen, der den Instinkt für die ursprüngliche Betrachtungsweise der Romantik besessen hätte. Die Zeit hatte verlernt zu denken; weder der Geist noch die Seele vermochten das mehr. Das Wirkliche hatte sich vor das Wesentliche gehoben; der große Versäufelungsprozeß des deutschen Geistes, der das unheimliche Thema vom zweiten Teil des „Faust“ ist, hatte begonnen. Selbst wenn die Menschen dieser Zeit versucht hätten, die praktischen Folgerungen, die das Leben ihnen auferlegte, im Sinn der romantischen Betrachtung vom Wesensmäßigen her zu ziehen: sie hätten es gar nicht mehr vermocht. Die Zeit des jungen Deutschland und der theoretischen Emanzipation des Geistes konnte nur noch rational und vom Realen her vorgehen — und vom Wirtschaftlichen. Dessen Veränderungen wurden der zweite bestimmende Faktor für den ersten Abschnitt der Frauenbewegung und der entscheidende insofern, als er Mächte des äußeren Lebens in die Entwicklung hineinzog, deren Berücksichtigung sich zunächst niemand entziehen konnte, selbst wenn er tiefer sah und die Verfälschung, die der ganze Prozeß damit erlebte, erkannte. Das irrational Seelische, das der Frauenbewegung ein metaphysisches Recht in Ausmaßen gab, welche die höchsten Forderungen der Frauen noch weit hinter sich ließen, wurde vergessen; das Rationale kam dafür mit Forderungen, die weit über das innere Recht der Bewegung hinausgingen und den Grund für die schweren Rückschläge legten, die sie erst jetzt erleiden mußte.

Die Frauenbewegung ging mit ihren geistigen Forderungen von Schleiermacher aus. Sie verlangte für die Frauen gleiches geistiges Recht wie für den Mann, forderte gleiche Ausbildung ihrer Fähigkeiten, gleiche Erziehung, gleiche Schule, dasselbe Recht auf freie Individualität, ihr Ausleben und ihre Entfaltung, wie es die Männer immer gehabt hatten. Die Frau sollte wie der Mann Zugang zu allen Künsten und Wissenschaften haben; sie sollte lernen und studieren dürfen, sollte überhaupt im Leben denselben Platz und ebensoviel Platz einnehmen dürfen wie der Mann. Den Unterschied in den geistigen Möglichkeiten, sofern man einen solchen überhaupt zugestand, leitete man von der jahrhundertelangen Sklaverei ab, in welcher der Mann die Frau im Hause und in der Familie angeblich gehalten hatte. An diesem Punkt setzen bereits die Mächte des Äußeren ein, die dann in der weiteren Entwicklung die entscheidenden werden, nämlich die wirtschaftlichen. Die Forderung nach gleichen Entwicklungsmöglichkeiten im Geistigen drängt die Frauen, zunächst die begabten, zuerst aus der Familie: deren entscheidende Forderung aber bringen wirtschaftliche Momente. Auf der einen Seite wächst vom Anfang des Jahrhunderts an von Jahr zu Jahr mehr die Industrie; auf der anderen nimmt mit ihr die Bevölkerung in einem Tempo zu, das frühere Zeiten nie gekannt hatten. Die früheren einfachen, natürlichen Lebensverhältnisse beginnen sich mehr und mehr zu komplizieren: auf der einen Seite werden ständig mehr Menschen gebraucht als Arbeitskräfte für die Fabriken; auf der andern verringern sich in den wachsenden Städten die Möglichkeiten, wie früher berufslose Frauen und Mädchen in der Familie zu erhalten und als reine

Lebens-, nicht Berufsfaktoren durch das Dasein zu tragen. Zu dem vom Rationalen her aufgestachelten Ehrgeiz, es den Männern gleich zu tun (was im Durchschnitt wirklich nicht schwer ist), kommt ein mehr und mehr steigender Zwang vom Wirtschaftlichen her. Fabriken, Büros, wachsende Geschäftshäuser brauchen Kräfte; große Familien des kleinen Bürgertums, Arbeiterfamilien mit dem Willen zum Aufstieg ergreifen gern die Gelegenheit, Frauen und Töchter zur Arbeit gehen zu lassen. Die unteren Schichten stellen der Frauenbewegung die eigentlichen Triebkräfte, nicht vom Geistigen, sondern rein vom Quantitativen her; die oberen wehren sich am längsten. Bis zum Krieg von 1870, ja bis in die neunziger Jahre hinein ist der einzige von einem gesund gebliebenen Instinkt als möglich angesehene Frauenberuf für die Mädchen aus guter Familie die Lehrerin, allenfalls noch die Krankenschwester — zu einer Zeit, als die Arbeiterschaft und das Kleinbürgertum schon ganze Heere von Arbeiterinnen, Lehrmädchen, Verkäuferinnen in Fabriken, Büros und Läden entsandten.

Die Mächte des Wirtschaftlichen waren es, die den Forderungen der Bewegung vom Rationalen her soviel Stoßkraft gaben, daß in den letzten beiden Jahrzehnten, die dem Krieg vorausgingen, im Kriege selbst und mehr noch nachher alle Schranken fielen. Es gab schlechthin keine Tätigkeit mehr — es sei denn die des Soldaten und des Offiziers, obwohl in Rußland auch dafür die Frauen sich meldeten — auf welche die Frauen nicht Anspruch erhoben. Jedes Studium, von der Medizin bis zur Theologie, von der Germanistik bis zur Jurisprudenz wurde ihnen freigegeben, jede Betätigung in Dichtung und Literatur, Musik und Architektur, im Bankwesen und in der Volkswirtschaft — von minderen nicht zu reden. Der Krieg mit seiner Menschennot im Inland, der die Schaffnerin und den weiblichen Briefträger schuf, riß den größten Teil der noch übrig gebliebenen Schranken ein, so daß die Nachkriegszeit eigentlich nur noch Restfolgerungen zog, wenn sie für die Frau im allgemeinen nun zur theoretischen von einst die praktische Emanzipation des Gleiches herauszubeschwören versuchte, die ein Jahrhundert früher das junge Deutschland in der Blütezeit seiner Torheit, aber wenigstens nur in der Literatur proklamiert hatte. Es war, als ob die Frauen jetzt selber mit einer Art von zorniger Lust dem verpflichtenden Glauben der Männer, den die Romantik einst zuerst bekannt hatte, bewußt den Boden entziehen, als ob sie ebenso banal und ebenso gewöhnlich werden wollten, wie es die männliche Welt zu einem großen Prozentsatz bereits geworden war. Das Hinübergreifen der Forderung gleichen Rechts auch auf das erotische Gebiet, das die Nachkriegszeit brachte, war ein böses Warnungssignal für das Maß von Instinkterstörung, das der Aufklärtheit des 19. und des frühen 20. Jahrhunderts über die weibliche Welt gebracht hatte. Es gibt kein besseres Mittel zum Seelenselbstmord für die Frau als solche wahllose Erotik mit dem rationalen Selbstentschuldigungszettel vom gleichen Recht. Dies hält nicht einmal die robustere und primitivere männliche Seele auf die Dauer ohne die schlimmsten Verluste aus.

III.

In diese Situation brach die nationale Revolution des Jahres 1933. Sie vernichtete mit einem Schlag die Literatur, die ahnungslos mit Büchern und Zeitschriften diese Zerstörungsarbeit am besten weiblichen Besitz besorgt oder wenigstens unterstützt hatte; sie verneinte ohne Scheu das bisher selbstverständliche Recht der Frau auf absolute Gleichheit mit dem Mann, machte zugleich mit dem Parlamentarismus dem weiblichen Wahlrecht den Garaus, erklärte das Dasein als Frau und Mutter für das einzig natürliche Frauenleben und setzte, wo es ging, dem beruflichen Uebergewicht der Frau als der billigeren Arbeitskraft einen Damm entgegen zugunsten der männlichen Arbeit — nicht allein aus Vorliebe für den Mann, sondern damit wieder mehr Frauen die Möglichkeit des Heiratens gegeben werden sollte. Sie warf die Frauenbewegung über ihre gefährliche bisherige Endepoche zurück bis fast an ihre Anfänge, stellte sie vor die Aufgabe, beinahe

noch einmal zu beginnen, und gab ihr damit die glückvolle Möglichkeit, jetzt von sinnvollen Voraussetzungen, nämlich von den wirklichen Gegebenheiten des Lebens aus eine wirkliche Frauenbewegung statt einer weiblich verkleideten Männerbewegung zu schaffen.

Diese sinnvollen Voraussetzungen sind so einfach und naturgegeben, daß nur eine so primitive Zeit wie das 19. Jahrhundert so lange an ihnen vorübergehen konnte, ohne sie zu sehen. Die nationale Revolution hat sich zu dem Bestreben bekannt und bereits damit begonnen, die Frau wieder in die ihrer Natur entsprechenden Berufe und Tätigkeiten sowie in die ihr natürliche Welt der Familie zurückzuführen. Das bezieht sich im wesentlichen auf die äußere Welt und ihre Neuordnung: das eigentlich Entscheidende für die Zukunft aber ist die innere Umordnung auf ein innerlich Sinnvolles. Das Fernhalten der Frauen von spezifisch männlichen Berufen und Arbeitsplätzen ist zulezt eine prohibitive, negative Maßregel; die Begründung des weiblichen Reiches auf seinen eigentlichen Voraussetzungen ist abgesehen von der Negation und Beseitigung des bisher Falschen, die in dieser Maßregel ebenfalls enthalten ist, der positivste Schritt, den die Frauenbewegung seit mehr als einem Jahrhundert tun konnte. Er führt zu den besten Erkenntnissen und Einsichten, zu dem irrationalen Gehalt der romantischen Frauenwertung zurück und damit zu dem Wesenskern des ganzen Vorgangs, der der Bewegung, sobald seine Kräfte richtig genutzt werden, eine Daseinsberechtigung zu geben vermag, die sie bisher überhaupt noch nicht gehabt hat.

Daß die Frauen genau wie die Männer ein Recht auf Arbeit haben, von der sie leben können, wenn niemand anders für sie sorgt, ist selbstverständlich und bedarf keiner Erörterung. Daß es besser ist, wenn mehr Männer als Frauen arbeiten, damit dann mehr Mädchen heiraten können, versteht sich ebenfalls von selbst — obwohl hier bereits die Qualitätsfrage einsetzt. Viele Frauen arbeiten nämlich qualitativ entschieden besser als Männer an der gleichen Stelle, und das Niveau der Arbeit würde durch eine mechanische Ausschaltung des weiblichen Anteils zugunsten des männlichen erheblichen Schaden leiden. Das wesentlichste Problemgebiet aber eröffnet sich erst da, wo die eigentliche geistige Arbeit beginnt, wo die Frauen für ihr Teil mitwirken wollen an der Gottheit lebendigem Kleid. Daß ihnen niemand den Anspruch auf ein Arbeiten auf allen Gebieten von Künsten und Wissenschaften streitig machen wird, braucht nicht besonders betont zu werden. Auf der anderen Seite wird gerade hier die neue Frauenbewegung auf ihre wichtigste Aufgabe stoßen — nämlich auf die, nach Möglichkeit dahin zu streben und zu wirken, daß gerade auf diesen Gebieten das Gleichheitsstreben endlich dem Ungleichheitswillen weicht, daß die Frauen endlich einmal beginnen, sich auf ihre eigentliche Welt zu besinnen, auf das, was die klugen Männer der Romantik bewog, freiwillig eine Stufe herabzutreten vom Postament der Männlichkeit und die oberste den Frauen einzuräumen. Von hier aus kann die Frauenbewegung einen Richtungsfaktor bekommen, der alle Abirrungen verhindert und ihr immer von neuem zeigt, in welcher Richtung das eigentlich sinnvolle Ziel und die sinnvolle Aufgabe wirklicher Frauentätigkeit auf allen, nicht nur auf diesen Gebieten liegt.

IV.

Wir haben in den letzten fünfzig Jahren eine ungeheure Summe von weiblicher geistiger Arbeit an uns vorüberziehen lassen. Soweit sie auf wissenschaftlichem Gebiet sich auswirkte, mußten die Ergebnisse sich den gleichen Gesetzen beugen wie die der männlichen Tätigkeit. Mathematik und Naturwissenschaften scheiden von vorneherein alles Persönliche und somit auch alle Unterschiede des Geschlechts aus: zwischen Herrn und Frau Curies chemischer Arbeit gibt es keine Wesensverschiedenheiten. Aber schon in den Bezirken der Geisteswissenschaften wandelt sich das merklich: Geschichts- oder Literaturbetrachtungen von weiblicher Seite müssen eigentlich schon ganz anders ausfallen als die von männlicher — und in dem Augenblick, in dem man die Bereiche der

vom Stoff gebundenen Arbeit verläßt und in die des freien Schaffens hinübertritt, wird die Verschiedenheit geradezu Pflicht, erhebt sich die Aufgabe, die ganze weibliche Betätigung nicht nur durch Talent und Begabung, sondern überhaupt erst einmal durch das spezifisch weibliche Weltgefühl und seine Auswirkung und Sichtbarmachung im Werk zu legitimieren und damit zu rechtfertigen.

Die neue Phase der Frauenbewegung steht vor der Verpflichtung, sich selber als sinnvoll zu erweisen, indem sie endlich beginnt, aus der besonderen weiblichen Welt Leistungen herauszustellen, die eben diese Welt den vielen Blinden unter uns überhaupt erst einmal sichtbar machen. Die Möglichkeit dazu ist ihr am reinsten auf allen Gebieten der weiblichen künstlerischen Arbeit gegeben.

Man wende nicht ein, diese weibliche Welt dokumentiere sich ganz von selbst, sobald eine Frau zu schreiben, zu malen, zu musizieren beginnt. Eine Frau könne eben nur weiblich schreiben, malen, musizieren, auch wenn sie sich an noch so männliche Vorbilder hält. Das ist an sich durchaus richtig, führt aber in seinen Konsequenzen dazu, daß lediglich die unbesondere, die hingebende Seite der weiblichen Art im Werk zur Auswirkung kommt. Wenn Judith Leyster ihre sehr begabten Bilder so völlig unter dem Banne von Frans Hals malt, daß man sie auf den ersten Blick für Arbeiten von seiner Hand halten könnte: wenn Berthe Morisot in gleicher Weise auf Manets Bahnen wandelt, so zeigt das gewiß einen sehr weiblichen Zug, aber einen, der gerade dahin wirkt, daß das weiblich Besondere, das einmalige Medium der Gestaltung, das ein Werk überhaupt erst zu einem Stück Kunst macht, hier ausfällt, im Hintergrund entschwebt, und daß das Männliche an seine Stelle tritt, zugleich aber vom Weiblichen doch des spezifisch Männlichen entkleidet und damit uninteressant gemacht wird.

Immerhin: dies ist ein sozusagen natürlicher Vorgang, eine Anlehnung ohne Vergewaltigung der besonderen Elemente der weiblichen Seele. Viel schlimmer wird die Sache, wenn nicht ein Mann, sondern viele Männer, die männliche Welt, die männliche Atmosphäre Ziel der weiblichen Arbeit wird, wenn die Hingabe nicht an einen, sondern gewissermaßen an Viele erfolgt. Ein sehr großer Teil der weiblichen Literatur von heute ist von dieser Art und hat damit auf das spezifisch Weibliche und seine Auswirkung von vorneherein nicht nur Verzicht geleistet, sondern darüber hinaus zerstörend und verfälschend gewirkt. Von Anna Seghers bis zu Marie Luise Fleißer geht der Reigen der unglücklichen Mädchen, die auf diese Weise fast sexless geworden sind, zum wenigsten in ihren Erzeugnissen. Sie haben Stoffe und Methoden der Gestaltung von männlichen Zeitvorbildern übernommen, statt vorbildlos ihre weibliche Seelenkraft sich auswirken zu lassen, die ja, sofern sie überhaupt vorhanden ist, viel stärker ist als die der Männer. Sie haben sich freiwillig selbst vergewaltigt, nicht einmal zugunsten eines Einzelnen, sonder zugunsten einer unpersönlichen Vielheit, die ihnen das Persönliche nimmt und nur einen schalen Rest von allgemeinem Männlichkeitsideal läßt.

V.

Man könnte nach Gegenbeispielen fragen, nach Fällen, in denen eine Frau nun aus spezifisch weiblichem Besitz heraus gewirkt, uns männlichen Wesen einen Einblick in das wirkliche Leben und Lebensbild der weiblichen Seele gegeben hat, wie ihn sonst nur seltene Augenblicke des persönlichsten gelebten Lebens vermitteln. Es gibt sehr wohl solche Dokumente der besonderen weiblichen Sphäre — wenn auch nicht allzu viele. Die fälschende Unterordnung unter die männlichen Vorbilder und der vergebliche Wettstreit mit ihnen setzte zu früh ein, um schon viel wirklich Wesentliches und Besonderes wachsen zu lassen. Das stärkste dichterische Dokument einer Gestaltung rein aus einer weiblichen Welt ohne ein besonders weibliches Thema ist die „Judenbuche“ der Annette von Droste; der spezifisch weibliche koordinierende Wirklichkeitsinn für das Einzelne, seine seltsam unabgrenzende Einordnung der Dinge in ein Ganzes, das Erleben von Menschen wie von

Erscheinungen vor dieser geschlossenen, in aller Wirklichkeit doch unsachlichen Umwelt ist das größte Beispiel einer Verwirklichung des besonderen weiblichen Weltgefühls in einem besonderen weiblichen Weltbild, das wir besitzen. Daneben stehen als Gegenstücke einzelne Momente in den Versen der Ostpreußin Agnes Miegel, die sich allerdings schon mehr an weibliche Themen hält; auch das merkwürdige, raumlose Aufeinander der Gestalten ihrer Novellen, etwa des „Geburtstags“ wächst unmittelbar aus der weiblichen Besonderheit ihres räumlichen Weltsehens und Weltgestaltens. Im „Grimmingtor“ von Paula Grogger finden sich ähnliche Ansätze, ebenso bei Agnes Günther, sehr eigen und mit merkwürdiger Instinktsicherheit an den Klippen männlicher Verformung vorübergetragen.

Um Mißverständnisse zu vermeiden: es handelt sich hier um Formgebung, Abbildung eines weiblichen Weltbildes, nicht um Erörterung besonderer weiblicher Erlebniswelten. Aus denen kann unter Umständen auch sehr Besonderes, sehr Feminines sprechen; das Entscheidende aber ist die Frage, ob über diesen Erlebnisberichten ein Wortgebilde wächst, das im Leser oder Hörer den besonderen Eindruck der besonderen weiblichen, nicht einer abgeblästen männlichen Welt hervorruft. Um diese spezifisch weibliche Kunst, die sehr schwer für ein männliches Wesen zu umschreiben ist, handelt es sich, um das merkwürdige Sphärische, Geschlossene der weiblichen Welt, das die Romantiker ahnte, das einzelne große Frauen anrührten, und an dem die meisten, verführt vom Willen zum Gleichem, achtlos vorüberliefen. Von der Malerei gilt ganz Ähnliches; auch hier sind da und dort leichte Ansätze vorhanden, die eigentliche Aufgabe ist noch ebenso ungelöst wie auf dem Gebiet der Literatur.

Hier aber geht der Weg für den neuen Abschnitt der Frauenbewegung, der jetzt begonnen hat; hier liegt ihre eigentlich sinnvolle Aufgabe. Die alte Frauenbewegung wollte die Eroberung der männlichen Welt und erlebte damit trotz aller Erfolge zuletzt eine schwere Niederlage. Die neue hat die viel schwerere aber auch viel wichtigere Eroberung der unbekannten weiblichen Welt vor sich, jener Welt, die von der männlichen durch eine weite Kluft geschieden ist, und aus der uns doch ständig von den Frauen, die wirklich dort zu Hause sind und wirklich in dieser geheimnisvollen Welt ihr Leben führen, die stärksten Einwirkungen und Bereicherungen herüberkommen. Es gilt ihre Eroberung nicht nur für die abgelegenen Gebiete der Kunst, der Dichtung; es gilt sie allgemein und für alle. Vor den dort wirklich beheimateten Frauen traten die Romantiker mit Recht bescheiden von den stolzen Stufen ihrer Männlichkeit herab; sie sind es, von denen Tacitus sprach, deren beide äußerste Pole Heinrich von Kleist in reiner Inkarnation hinstellte im Käthchen und in der Penthesilea — und die eigentlich von jeher die stärksten Mächte unter den Menschen waren.

Peter Weber

Die beiden Separatistenbewegungen im Rheinland

Im Rheinland wird in diesen Wochen des Sieges über die Separatisten in Erinnerungsfeiern gedacht. An einigen Plätzen sind Gedenksteine gesetzt worden, die den späteren Geschlechtern das Gedächtnis wachhalten sollen an die erste nationale Erhebung nach dem großen Krieg und dem inneren Zusammenbruch. Sie sollten auch, so hoffen wir, den Franzosen als Grabstein gelten für das „Testament Richelieus“, für die fixe Idee, Frankreich müsse das ganze linke Rheinufer in die Hand bekommen, um der „Sicherheit“ willen und um den Zusammenschluß aller Deutschen zu verhindern.

Wenn man in Paris und auch sonstwo diese Erinnerungsfeiern an die Abwehrkämpfe am Rhein als „unangebracht“ ansieht, so scheint uns das Gegenteil richtig. Denn immer noch spukt in den Köpfen französischer Nationalisten und Militärs der Gedanke an Sanktionen als „Präventiv“-Maßnahmen oder für irgendeine konstruierte Verletzung der Verträge. Ja, diese skrupellosen Nationalisten scheinen einer neuen fixen Idee zu unterliegen, der grotesken Spekulation, die rheinische Bevölkerung würde bei einer neuen Besetzung die Kraft zum Widerstand wie vor 10 Jahren nicht mehr aufbringen. Es kann nicht scharf genug vor diesem Irrtum und seinen verhängnisvollen Folgen gewarnt werden. Der Geist der Hunderttausende, die vor 10 Jahren Leben, Freiheit, Heimat, Haus und Arbeit in die Schanze schlugen, ist so lebendig, hart und entschlossen wie damals, heute bewußter, geeinter noch. Und wir halten es für nützlich, wenn bei den Erinnerungsfeiern dieser Geist des unerschütterlichen deutschen Willens zur Selbstbehauptung am Rhein klar und stark zum Ausdruck kommt.

Zweimal hat das rheinische Volk, allem Druck, allen Drohungen und Bedrückungen und allen Lockungen zum Troh, die sogenannte Rheinische Republik abgelehnt. Ein drittes Mal das rheinische Volk „versuchen“ und der Tortur einer Invasion unterwerfen zu wollen, das wäre Wahnsinn. In jeder Form und in jeder Gestalt hat das Volk die „Rheinische Republik“ abgelehnt. Das Volk hat Gericht gehalten, und das Urteil läßt keinerlei Revision zu. Weder jetzt noch irgendwann in der Zukunft. Die politische Entwicklung mag gehen, wie sie will. Was in der Zeit der tiefsten Erschöpfung, der politischen Ohnmacht des Reiches, der inneren Zersetzung und Kaltlosigkeit nicht möglich war, das wird niemals möglich sein. Denn die Gefahren, die von innen, vom Rheinland selbst her drohten, sind überwunden.

I.

Wir haben heute genügend zeitlichen und inneren Abstand, um diese Zeit richtig und gerecht beurteilen zu können. Wenn man aber die Kämpfe 1923 richtig bewerten will, so muß man den ersten Kampf für und gegen die „Rheinische Republik“ — Ende 1918, Anfang 1919 — kennen. Ueberprüft man die beiden Kämpfe, dann übersieht man erst die ganze Tragweite des Verdammungsurteils, welches das rheinische Volk über die „Rheinische Republik“ gefällt hat.

Daransetzen muß man, daß tatsächlich 1918/19 und 1923 eine ernste Gefahr für die Einheit des Reiches bestand. Daran war nicht nur die Annexionspolitik der Franzosen schuld. Das deutsche Volk trägt an dieser Schuld mit. Wir wußten, daß die Franzosen den Rhein als Grenze wollten. Trotzdem nahm die Rationalversammlung einen Vertrag an, der die französische Armee 15 Jahre lang das Rheinland besetzen ließ. Die Politiker sahen es als eine selbstverständliche Pflicht des Rheinlandes an, diese Folter und Gefahr auf sich zu nehmen. „Wir waren gezwungen, um Schlimmeres zu verhüten“, so lautete das Argument damals. Man über sah, daß dieser Vertrag das rheinische Volk nahezu wehrlos machte; denn man zwang es, eine Gewalt- und Bedrückungspolitik als Rechtszustand anzuerkennen. Man verurteilte es, sich zu bücken und zu kuscheln. Und statt alle Mittel und Kräfte an die Erlösung der Gefnebelten zu setzen, stimmte man einer immer schärferen Fesselung durch die berühmten „Ordonnanzen“ zu. Man betrachtete das Versailles Diktat als Reparationsfrage, als ein Rechenexempel und wartete auf die „Einsicht der anderen“.

Die größte Gefahr aber kam aus dem Rheinland selbst. Die Forderung der Zentrumsführer und eines Teiles der katholischen Geistlichkeit, eine „Rheinische Republik“ zu schaffen, muß uns heute völlig unbegreiflich erscheinen. Mit dieser Forderung wurde der französischen Annexionspolitik unmittelbar in die Hände gearbeitet! Die blinden „Republikaner“ mögen Argumente über Argumente zu ihrer Rechtfertigung anführen, keines kann als stichhaltig gelten. Es war Wahnsinn damals, auch nur in einem Punkt das Gefüge des Reiches lockern zu wollen. Nicht die Revolution, nicht die Arbeiter- und

Soldatenräte in Berlin, nicht ein Hoffmann auf dem Sessel des preußischen Kultusministeriums können diese „Los-von-Berlin“-Bewegung rechtfertigen. Auch nicht die Spekulation, durch Loslösung von Preußen den Franzosen ihr stärkstes Argument für ihre Annexionsforderung aus der Hand zu schlagen. Das Argument, eine „Rheinische Republik“ rette die Rheinlande vor der Annexion, war in sich unwahr.

Es ist im übrigen noch völlig ungeklärt, ob die Väter der Forderung nach einer „Rheinischen Republik“, wie Dr. Groberger, nicht an eine völlige Loslösung des Rheinlandes vom Reich, d. h. an einen völlig selbständigen Pufferstaat, dachten. Wenigstens war das, was ihnen ihre französischen und englischen „Gewährsmänner“ als Rezept gegen die Annexion durch Frankreich empfahlen, nichts anderes als ein selbständiger rheinischer Staat. Und mehr wollten die Franzosen im Grunde auch nicht! Es läßt sich dabei nicht der Verdacht von der Hand weisen, daß der eine und andere der Zentrums-männer schon vor Zusammenbruch und Umsturz mit dem Gedanken einer „Rheinischen Republik“ spielte. Man braucht nur das Telegramm nachzulesen, das die Führer der Bewegung in Trier am 6. Dezember 1918 — nach der Proklamation der Rheinischen Republik in Köln am 4. Dezember — an den Zentrumsabgeordneten Trimborn in Köln schickten. Es heißt darin: „Die Führer der Bewegung für den freien Rheinstaat in trierischen Landen begrüßen begeistert die Kölner Kundgebung. Sie werden, wie seit Monaten, an dem erstrebten Ziel weiter arbeiten, Hand in Hand mit Köln.“ Man beachte: wie seit Monaten! — und: für den freien Rheinstaat!

Gegen die Verfechter dieses freien Rheinstaates erhob sich das rheinische Volk, Jungen und Männer, die eben von der Front nach Hause gekommen waren; vor allem die Arbeiterschaft. Es war ein Glück, daß die beiden Zentren der Bewegung, Köln und Trier, von Engländern und Amerikanern besetzt waren, die dem Volk die Freiheit ließen, sein Urteil zu sprechen. Und da zeigte es sich, daß hinter dem Treiben nur eine sehr, sehr schmale Schicht älterer Zentrumspolitiker, Geistlicher und Bauernführer standen, dazu Bankinteressenten. Aber noch bis in den Juni 1919 hinein wühlten diese Kreise weiter. Bezeichnend für die treibenden Kräfte ist, daß Ende März in der preußischen Landesversammlung bei der Abstimmung über einen Antrag, der sich gegen Errichtung einer westdeutschen Republik richtete, die gesamte Zentrumsfraktion bei der Abstimmung sich der Stimme enthielt. Und am 17. Mai war Dr. Groberger mit einer Delegation bei General Mangin mit dem Vorschlag, die in Paris geplante neutrale Zone am Rhein möge von einem „Rheinischen Freistaat im Verbands des Reiches“ übernommen werden. Praktisch wäre das Gebilde unter dem Protektorat des Völkerbundes nichts anderes als ein Pufferstaat gewesen. Mangin stimmte denn auch sofort dem Plane zu.

Da machte die Arbeiterschaft dem Spuk ein Ende. In Köln brach ein Generalstreik aus, in gewaltigen Massenversammlungen und Umzügen protestierte das Volk. Am 28. Mai raffte sich dann endlich die Reichsregierung auf und erklärte jegliche Bestrebungen zur Loslösung des Rheinlandes als Hochverrat; und am 30. Mai erzwangen die christlichen Arbeiter die Mandatsniederlegung der Zentrumsabgeordneten Kaßert und Kuchhoff. Als Herr Dr. Dorten am 1. Juni von Wiesbaden aus, unter dem Schutze französischer Bajonette die „Rheinische Republik“ proklamierte, da war die Gefahr bereits vorüber. Herr Dorten machte sich nur noch lächerlich.

II.

Diese etwas ausführliche Darstellung der ersten separatistischen Bewegung war notwendig, um die zweite, 1923 richtig beurteilen zu können. Der ganze Separatismus wäre uns erspart geblieben, wenn nicht 1918/19 die wahnsinnige Idee der Rheinischen Republik aufgetaucht wäre. So konnten die Franzosen auch nach dem Scheitern der Zentrums-Republik die Fiktion aufrechterhalten, als ob diese Idee immer noch im Rheinland lebendig wäre.

Nach dem Ruhrinbruch versuchten sie dann, zu erzwingen, was 1919 gescheitert war. Das war auch wohl das eigentliche Ziel der Ruhraktion Poincarés (seltsamerweise ist in den Berichten von damals immer nur die Rede von den vorgeschobenen Gründen, den nicht gelieferten Telegraphenstangen usw.). Die Franzosen waren diesmal entschlossen, vor keinem Gewaltakt zurückzuschrecken. Sie nahmen sich die Zeit, die Bevölkerung durch Arbeitslosigkeit, Not und Hunger mürbe zu machen. Das ganze Gebiet wurde allmählich hermetisch abgeschlossen. Die Inflationskatastrophe kam dieser Folterpolitik zu Hilfe. Die Mark stürzte ins Bodenlose, zudem wurden die Reichsbankstellen gesperrt. Das völlig entwertete Geld kam nur auf Schleichwegen ins besetzte Gebiet. Die Lebensmittel wurden knapp, Kohlen waren nicht zu haben, der Verkehr war unterbunden, da die Bevölkerung die „Regie“-Bahn sabotierte. Dazu kamen die täglichen Verhaftungen und Ausweisungen und das Bewußtsein, jeder Willkür ausgeliefert zu sein.

Trotzdem wurde der passive Widerstand, im Ruhrgebiet wie im altbesetzten Gebiet, hart und entschlossen durchgehalten. Die Werbeaktion der Franzosen und der von ihrem Gelde bezahlten und geschützten Separatisten blieb ohne Erfolg. Das rheinische Volk wollte keine „Rheinische Republik“, in keinerlei Gestalt. Da entschlossen sich die Franzosen und Belgier, das Separatistengefindel zum bewaffneten Aufstand anzuführen. Die schwer bewaffneten Separatisten besetzten die Rathäuser und Regierungsgebäude, ihre „Rhein-Wehr“ bildete den Schutz der neuen „Regierungen“. Aber da raffte sich die Bevölkerung auf zu einem höchst aktiven Widerstand. Am 21. Oktober stand ganz Aachen auf, belagerte die Separatisten, eroberte die Gebäude, verjagte das Gefindel, und das Volk vollzog das Gericht an allen, die es fassen konnte. Und so kämpften Selbstschutz — Bauern, Arbeiter und Jungen — überall, am Oberrhein, im Siebengebirge, in der Eifel, an der Mosel, im Hunsrück, in der Pfalz. In den kleinen Land- und Kreisstädten wurden die Separatisten verjagt, 4000 Bauern marschierten gegen Wittlich und trieben das Gefindel aus der Stadt. Den Separatisten fuhr der Schreck ins Gebein, und die Franzosen und Belgier mußten einsehen, daß gegen solchen Volksaufstand, wenn er auch nur vereinzelt hier und dort ausbrach, nichts zu machen sei.

So schlugen entschlossene Männer den Separatistenaufstand zusammen. Die Franzosen sahen denn auch Ende November 1923 diesen Versuch, die „Rheinische Republik“ zu erzwingen, als gescheitert an. Aber auf einem anderen Wege schienen sie das Ziel erreicht zu haben. Politische Führer, Oberbürgermeister, Führer der Banken und der Wirtschaft und die Führer der Sozialdemokratie waren im Begriff, jeden Widerstand aufzugeben. Es ist zuzugeben, daß der Würgegriff der Franzosen das Rheinland bis an den Rand des völligen Zusammenbruchs gebracht hatte. Es hatte nichts genützt, daß die Reichsregierung am 24. September den passiven Widerstand abgebrochen hatte. Die Franzosen stellten „Friedensbedingungen“, die unerfüllbar waren und dem Zweck dienten, Ruhrgebiet und Rheinland in die Knie zu zwingen. Das Volk ging nicht in die Knie, im Gegenteil, es griff zum aktiven Kampf. Aber die führenden Politiker und Wirtschaftler versagten. Es ist verständlich, daß sie mit den Franzosen verhandelten und ein vernünftiges Uebereinkommen zu erreichen suchten. Aber Herr Tirard, der Vorsitzende der Rheinlandkommission, wollte nicht Verständigung, sondern Unterwerfung und eine „Rheinische Republik“; er verschärfte die „Friedensbedingungen“ von Mal zu Mal. Die Deputationen mußten darüber im klaren sein, was die Franzosen wollten. Und sie waren sich auch klar darüber!

Es ist hier nicht der Raum, auf die einzelnen Phasen dieser für das Rheinland lebensgefährlichen Verhandlungen einzugehen. Tirard erklärte sich bereit, die „Rheinische Republik“ des Separatistengefindels abzubauen, forderte aber, an dessen Stelle müsse „etwas anderes“ treten. Solange die Rheinlande preussisch seien, von der preussischen Regierung und vom preussischen Militarismus kommandiert würden, seien Frankreichs Ruhe und Sicherheit nicht garantiert. Das war klar und unzweideutig. Trotzdem ver-

handelnden Politiker und Wirtschaftsführer weiter. Ueber eine „Republik im Rahmen des Reiches“. Sie sollte, wie Tirard z. B. einer Deputation aus Trier auseinandersetzte, besondere Reservatrechte haben: eigene Währung, eigenes Parlament, eigenes Beamtentum, eigene Bahnen, eigene Finanzverwaltung, eigene Botschafter in Paris, Brüssel und London usw. Und überdies forderten die Franzosen: Hessen und die Pfalz müßten selbständige Staaten außerhalb des Reiches werden.

Die verhandelnden Herren waren bereit, anzunehmen, wenn man auch etwas andere Formulierungen wählte, von einem „rheinisch-westfälischen Selbstverwaltungskörper“ unter einem „Dreimänner-Direktorium“, von einer „rheinischen Geldnotenbank“ usw. sprach. Aber es lief auf dieselbe „Rheinische Republik“ hinaus, wie sie dieselben Zentrumskreise 1918/19 propagiert hatten. Und Berlin? Dort machte man in Regierungskrise. Und am 13. November erklärte man bei Verhandlungen mit Vertretern des besetzten Gebietes, man habe kein Geld mehr für die besetzten Gebiete. Es gebe nur zwei Möglichkeiten: entweder völliger Zusammenbruch des Reiches oder Lösung des Rhein- und Ruhrgebietes, in der Hoffnung, daß dieser Schritt später einmal wieder rückgängig gemacht werden könnte! Das deutsche Volk wußte nichts von diesen selbstmörderischen Plänen. Da kam am 15. November die Rentenmark, und dem besetzten Gebiet wurde ein letzter Kredit von 100 Millionen Rentenmark bewilligt, um das Land vor der fürchterlichen Alternative zu bewahren: Hungersnot oder Annahme aller französischen Forderungen. Aber brutal verbot die Rheinlandkommission die Einführung der Rentenmark.

Die Franzosen glaubten sich nun am Ziel. Poincaré erklärte am 23. November in der französischen Kammer: „... wir können also erwarten, daß über kurz oder lang in der politischen Verfassung des besetzten Gebietes — oder eines Teiles davon — Änderungen eintreten werden.“ Aber es kam nicht so weit. Am gleichen Tage beschloß die Rheinlandkommission, die neue deutsche Währung — die Rentenmark — doch zuzulassen. Damit war Zeit gewonnen, und die deutsche Währungseinheit gesichert. Und das war die Wende, zwar noch nicht klar erkennbar damals. Louis Fagen suchte noch Mitte Dezember bei Tirard die rheinische Goldwährung durchzusetzen, und es bedurfte noch wochenlanger Kämpfe, die Separatistenherrschaft völlig zu zerschlagen, besonders in der Pfalz. Aber die Pläne, die mit Tirard verhandelt wurden, waren aus dem Dunkel in das Licht der Öffentlichkeit gerückt. Und das war entscheidend. Die Männer, die mit Tirard verhandelten, wurden unsicher. Und die rheinische Bevölkerung griff immer mehr zur Selbsthilfe. Am 9. Januar 1924 wurden in Speyer die Führer der dortigen Separatisten niedergeschossen. Das Gesindel begann einzelne Gebiete zu räumen. In der Pfalz konzentrierte es alle Kräfte, um wenigstens die „Pfälzische Republik“ zu halten. Aber am 12. Februar wurde das von den Separatisten besetzte Regierungsgebäude eingeschlossen und in Brand gesteckt. Die Separatisten kamen in den Flammen um. Das war das Ende. Nun machte auch England Front gegen die von Frankreich bezahlten und geschützten Separatistenhorden.

Die nationale Erhebung des rheinischen Volkes hatte die „Rheinische Republik“ zum zweiten Male verhindert. Und sie allein! Die Politiker, Parlamentarier, Wirtschaftsführer und Bankgewaltigen haben nicht nur versagt: sie haben ein gefährliches Spiel gespielt und damit bewiesen, daß sie nicht mehr in dem Boden der gesunden Volkskräfte wurzelten. Sie suchten Kompromisse, wo es keine Kompromisse geben durfte. Und für diese Sünden hat das rheinische Volk bluten müssen. Wie 1923 die erste Phase der nationalen Erhebung war, so war es zugleich der erste Spatenstich für das Grab des Staats- und Wirtschaftssystems dieser führenden Schicht in Deutschland. Volk und Reich aber haben an die Hunderttausende von unbekannten Kämpfern an Rhein und Ruhr eine Dankeschuld abzutragen. Noch steht das „entmilitarisierte“ Rheinland unter Ausnahmegesetzen und Sanktionsdrohung. An der Beseitigung dieses Zustandes zu arbeiten, ist die nächste Aufgabe.

Besseres Gedächtnis!

Das deutsche Gedächtnis, geschwächt durch Krieg und Revolution, ist anscheinend in einen Zustand dauernder Verschlechterung geraten. Das ist um so weniger tragbar, als die neue politische Entwicklung und die herausziehenden internationalen Verstrickungen es uns zur erhöhten Pflicht machen, über die politische Geschichte, zum mindesten von 1914 an, als über einen stets bereiten Bewußtseinsbestandteil zu verfügen, da man sonst dem kommenden Ansturm seelisch schlecht gerüstet gegenüberzutreten wird.

Wir haben es erlebt, daß die furchtbaren Kriegserfahrungen durch den Wirbel der politischen Umwälzung nach 1918 im Deutschen Reiche so schnell aus dem Gedächtnis, wenn auch nicht der Frontkämpfer, so doch der nur mittelbar beteiligten Bevölkerung entchwanden, daß man mit innerer Erschütterung feststellen konnte, wie wenig der Einzelne die Lehren der miterlebten Geschichte innerlich sich zu eigen machte. Hierbei spielte allerdings eine Rolle, daß von den neuen Machthabern bewußt alles das in den Hintergrund gedrängt und in falsche und schiefe Beleuchtung gesetzt wurde, was die seelische Grundlage betraf, die das gewaltige deutsche Ringen ermöglichte.

Wir gingen dann durch die grauenvolle Zeitspanne der Inflation, und man muß feststellen, daß nach eingetretener Stabilisierung auch diese Erfahrungen fast vollkommen vergessen wurden und ein Leben sich entfaltete, als ob es nie eine Inflation gegeben hätte. Nur die unmittelbar Leidtragenden der Inflation bewahrten eine Art Gedächtnis in der Form grenzenloser Verbitterung. In der menschlichen Gebrechlichkeit liegt es begründet, daß bei täglichem erbittertem Daseinskampfe alle geistig-seelischen Kräfte so aufgezehrt werden, daß kein Kraftrest zurückbleibt, um große politische Ereignisse unter einheitlichem, klarem Gesichtspunkt in eigne Erfahrung zu verwandeln und sie in der richtigen Schicht des Geistes und der Seele heimisch zu machen. So vergaß man selbst politisches Geschehen, das man vor den Augen gehabt hatte. Ganz zu schweigen davon, daß von den außerhalb der Reichsgrenzen sich abspielenden politischen Ereignissen, Kriegen und Umwälzungen in anderen Ländern dem normalen Bürger kaum ein flacher Abdruck ins Bewußtsein drang.

Wäre das anders gewesen, so würde man die unerbittliche Folgerichtigkeit der politischen Entwicklung der letzten zwei Jahre viel klarer gesehen und, innerlich besser vorbereitet, als schicksalsmäßigen Ablauf anerkannt und bejaht haben.

Sollen diese Fehler sich wiederholen? Wir erleben jetzt, daß die Kritiker der heutigen Zustände schon jetzt nicht mehr wissen oder nicht wissen wollen, wie es vor einem Jahre noch in deutschen Landen ausah. Wer Zeitungen aus den Monaten vor einem Jahr und etwas später durchblättert, findet in jeder Nummer aufreizende Belege dafür, wie nahe wir, Reich und Volk, unmittelbar am Rande des Abgrundes waren. Bürgerkrieg, in Einzelkämpfe aufgelöst, planvolle und systematische Angriffe einer Riesenpartei gegen die gesamte bestehende staatliche Ordnung auf Rußlands Befehl, Verhöhnung alles dessen, was jedem ehr- und vaterlandsliebenden Deutschen heilig war, in kommunistischen Zeitungen, Zeitschriften, Büchern, Bildern eine jeder Scham spottende Gottlosenpropaganda, die systematisch geförderte sexuelle Verrohung der Jugend und Haß aller gegen alle! Wer den damaligen Zustand mit der zum mindesten nach außen festen Ordnung des heutigen Deutschland vergleicht, der kann sich nur wundern, daß die Kritik sich auf einzelne Vorgänge und unvermeidliche Schönheitsfehler richtet und dabei vergißt, daß im wesentlichen die öffentliche Sicherheit gewährleistet ist.

Zu der notwendigen Selbstbefinnung und Gedächtnisstärkung kommt ein Buch just zur rechten Stunde. Es ist herausgegeben vom Gesamtverband deutscher antikommun-

nistischer Vereinigungen und heißt „Bewaffneter Aufstand“ (Berlin, Eckart-Verlag). Es bringt Enthüllungen über den kommunistischen Umsturzversuch am Vorabend der nationalen Revolution und seine langjährige planmäßige Vorbereitung, ausschließlich unter Benutzung authentischen Materials, mit einer Fülle eindrucksvoller Bilder. Aus ihm geht mit eindringlicher Deutlichkeit die Richtigkeit der nationalsozialistischen These hervor, daß durch die nationale Umwälzung der unmittelbar bevorstehende und bis ins letzte vorbereitete kommunistische Aufstand überwältigt worden ist. Es darf als geschichtliche Tatsache festgestellt werden, daß hier zwei gewaltige Bewegungen aufeinanderstießen und die kommunistische Revolution von der nationalen Erhebung erstickt wurde. Daß jetzt von den Kommunisten aller Länder und ihren Helfershelfern, die ja, soweit sie Deutsche sind, den Staub des deutschen Bodens von den Füßen geschüttelt haben, die Tatsache abgeleugnet wird, daß der kommunistische Aufruhr unmittelbar bevorstand, liegt in der Linie der Partei. In dem Buche, das Dr. Adolf Ehrh mit vorbildlicher Sorgfalt und einer Zurückhaltung, die aber das innere Feuer des Verfassers nicht verbirgt, zusammengestellt hat, wird auf Grund der Äußerungen führender Kommunisten nachgewiesen, daß der bewaffnete Aufstand nicht ein Zufallsmittel, sondern das entscheidende und planmäßige Mittel zur Machtergreifung ist.

In fünf großen Abschnitten wird der geschichtliche Ablauf der Vorbereitung des roten Terrors in Deutschland aufgezeigt. Hierbei wird wiederum klar, wie nahe wir schon, auch in früheren Jahren, am Durchbruch der kommunistischen terroristischen Aktion waren. Die oft als Einzelaktionen irgendwelcher Toll- und Wirrköpfe erscheinenden blutigen Zusammenstöße reihen sich jetzt in eine klare Linie, hinter der kalte und unerbittliche Rechner standen, für die das Leben auch ihrer eignen Anhänger keinerlei Rolle spielte, wenn eine solche Aktion aus dem Gesamtplan heraus ihnen notwendig erschien. So rücken die Unruhen in Hamburg und an anderen Orten, auch die Berliner Vorgänge in ein anderes Licht, die sich nicht in der systematischen Plünderung von Lebensmittelläden, angeblich von hungernden Arbeitslosen, in Wahrheit von den Kommunisten veranlaßt, erschöpfen.

Ehrh weist dann auf Grund kommunistischer und polizeilicher Dokumente die sehr fluge und umfassende Taktik bis in die letzten Einzelheiten nach. Im kommunistischen Sinne waren der Organisationsplan und seine Auswirkungen vorbildlich. Hätten nicht die führenden deutschen Kommunisten — immer im Sinne kommunistischer Weltanschauung — kläglich versagt, so wäre das russische Ziel zweifellos in greifbarere Nähe der Erfüllung gerückt worden, als es der Fall gewesen ist. Wir erleben an der Hand der Schriftstücke die Schulung der einzelnen Kommunisten: von ihnen selber bei sich selbst veranstaltete Hausdurchsuchungen, vor denen alles belastende Material rechtzeitig in Sicherheit gebracht sein mußte, die berüchtigten Fünfer-Kommissionen, die bis ins letzte durchgeführten Geheimschriften und Geheimschriften, kurz alles, was generalstabsmäßig zur Vorbereitung eines bewaffneten Aufstandes erforderlich ist. Von entscheidender Bedeutung sind die letzten Vorbereitungen in den ersten Monaten dieses Jahres, aus denen einwandfrei der unmittelbar bevorstehende Ausbruch des roten Terrors hervorgeht. Daß sich die Wut und die Spitze aller Vorbereitungen zuletzt fast ausschließlich gegen die nationalsozialistische Bewegung richtete und daher die vielen Blutopfer dieser Bewegung notwendig machte, spricht für die klare Erkenntnis der Moskauer Machthaber, wer ihr wirklicher Gegner sei.

Denn über allem und hinter allem steht Moskau! Diese Zusammenhänge wiederum für jeden faßbar flagrmacht zu haben, ist das unvergängliche Verdienst der Arbeit von Adolf Ehrh.

Wir sagten eingangs, daß die kommenden politischen Verstrickungen ein waches Gedächtnis des deutschen Volkes unbedingt erforderten, damit es niemals aus dem deutschen Bewußtsein schwinde, daß wir hier nicht eine innerpolitische Angelegenheit in

Ordnung gebracht haben, sondern eine geschichtliche Mission des gesitteten Abendlandes gegenüber dem roten, terroristischen Osten zu erfüllen hatten. Wenn das im deutschen Volksbewußtsein lebendig ist, sind unsere Waffen für die internationale Debatte schärfer und schneidiger. Daß man eine Bewegung, die nichts anderes erstrebt als den Untergang der gesamten gesitteten Welt auf dem Wege rücksichtslosen Terrors und Mordes, nicht mit Samthandschuhen niederschlagen kann, mögen sich alle die gesagt sein lassen, die in Humanitätsduselei im trauten Verein mit dem Ausland über Vorgänge jammern zu dürfen meinen, die unausweichbare Folgen der Gegenwirkung gegen solche Terrorpläne sind.

Es gilt also, jedes Mittel anzuwenden, um das deutsche Gedächtnis so zu schärfen, daß es als Bewußtseinsbestandteil die geschichtlichen Vorgänge einzuordnen und in Besitz zu nehmen versteht, die eine vollgültige Erklärung alles dessen sind, was im neuen Deutschland zur Unterdrückung des Kommunismus geschehen ist und noch geschehen muß.

Kurt Kluge

Der Gobelin / Novelle

Dem Maler Niklas war es nie gut gegangen. Seit Jahren hatte er die kostspielige Stadt verlassen und wohnte in dem Dorfe Bechstedt bei einem Bauer, der ihm zwei unbewohnte Stuben des Gutshauses vermietet hatte. Neben seiner engen Schlafstube lag das Atelier, ein ebenfalls niedriger, aber ungewöhnlich großer, fast saalartiger Raum, der die Rollstube genannt wurde, weil seit Menschengedenken eine alte hölzerne Wäsherolle darin gestanden hatte und auch jetzt noch — ungefüge schwer aus Apfelholz gebaut und jeder Versehung spottend — eine halbe Wand des Ateliers für sich einnahm. Fremde Besucher des Malers standen vor der Rolle still, und ihre erste Frage galt dem Sinn dieses Ungeheuers: war es ein uraltes Bettgestell oder war das ein Sarg auf bäuerlichem Katafalk? Den Rollkasten füllten schwere Bruchsteine, das hölzerne Gebäude war in allen Teilen wohl erhalten, die Rollerei konnte jederzeit vor sich gehen, und wenn Niklas sehr wenig Geld oder eine sehr tiefe Idee hatte, faßte er den schweren Rollkasten an seinem von ungezählten harten Bauernsäusten ausgechliffenen Handgriff und bewegte ihn in Gedanken hin, zurück und wieder hin. Am Anfang der Rollbahn knurrten die alten Hölzer, als ob das böse Tier in dieser uralten Maschine gestört und blösig würde. Am Ende der Bahn aber zwitscherte das schleifende Holz in seiner Führung wie eine Drossel, und beim Rückzug in seine Anfangslage fiepte der Rollkasten zum Sterben traurig.

„Er rollt wieder“, murmelte der Bauer in seiner Stube unten und drückte mit dem Daumen den Tabak im Pfeifenkopfe fester.

Heute rollte Niklas nicht wie gewöhnlich in den bedenklichen Stunden seines Lebens vom Knurren zum Drosselton und endlich zum Sterbelaut. Heute ließ er den Rollkasten am Ende des Auszugs und bewegte ihn nur kunstvoll in kleinen Abständen hin und her, so daß die alte Rolle zwitscherte wie ein Heer von Drosseln.

„No!“ sagte der Bauer, der eben einen Sack in die Mehlkammer getragen, ächzend auf den Boden gestellt hatte und nun horchte. Nebenan zwitscherte Niklas, als seien alle Frühlingsdrosseln des Reichs in seiner Maststube beisammen. „No!“

sagte nach einer ganzen Weile der Bauer verblüfft und machte die Tür auf, um nach der Ursache dieses Konzerts zu sehen. Ein paar Bilder standen auf den Staffeleien, wie immer. Haufen von Papier lagen licherlich auf dem Tisch, auch wie immer. Niklas aber, eine schmächtige lange Gestalt, hatte mit seinen zarten Händen verzweifelt den Rollgriff gepackt, lag in der Ausfallstellung eines Fechters vor der Rolle und rang mit ihr. „No?“ machte der Bauer zum drittenmal. Niklas schreckte auf, sah den Bauer verlegen an und lachte: „Ja, Sie sagen »no«. Ich freue mich nämlich.“

„Mir war's doch auch so“, sagte der Bauer mit hochgezogenen Augenbrauen.

„Ich habe nämlich Geld!“ rief Niklas und sah aus seinen Mondscheinaugen dem Erdumpflüger strahlend ins verwitterte Gesicht.

„Dunderwetter“, brummte der Bauer.

„Drei Bilder auf einmal verkauft. Da!“ — Niklas klopfte auf seine geschwollene Brusttasche — „Das reicht für Wochen. Ich wandre in den Wald 'naus. Morgen um vier Uhr trete ich an.“

„Ins Grüne. Ist schon recht“, nickte der Bauer. „Und um vier in der Früh ist auch recht. Da grünt einen der nasse Klee an — und grünt und ist schon hell, wenn oben noch halb Nacht ist.“

★

Am ersten Wandertag tat Niklas nicht einen Strich in sein Buch. Er zog die Straße und sah die Welt als seine an, oder er lag auf dem Bauch und betrachtete das Gras von ganz nahe: „Der Bauer hat Recht. Mehr läßt sich hierzu nicht sagen: es grünt und grünt.“ Am zweiten Tage gedachte er ebenso zu bummeln, aber es geriet anders. In der Schneise eines fichtenbestandenen Hügels traf er auf ein Zigeunerlager: zwei gelbe Wohnwagen, ein Packwagen — die Pferde graßen auf dem Wege, bunte Wäsche hing an Säden zwischen den Fichten, braungebranntes Volk trieb sein Wesen, und im Ru war er umringt von Kindern und Mädchen, die seine Zukunft weisagen wollten. „Was ist da viel zu prophezeien? Ich bin ein lebender Maler in Deutschland.“ Aber ehe er sich's ersah, stand er doch am Packwagen und hielt seine Hand hin.

„Der gnäd'ge Herr steht ganz nahe vor einem großen Glück.“

„Meine Güte — Glück!“

„Und das Glück wird größer sein, als es der gnädige Herr ertragen kann.“

„Sm“, dachte Niklas, „woher soll ich wissen, wieviel Glück ich aushalten kann?“

„Das Glück lebt aber noch nicht.“

„Totes Glück, alte Hexe?“ rief Niklas.

„Kein Glück hat Leben aus sich, Herr. Du mußt es wecken.“

„Guten Morgen, Glück — und dann?“

„Dann, Herr, schläfst du an ihm ein.“

„Gute Nacht, alter Niklas — und nun ist's aus!“

„Jetzt fängt's an: wer am Glück einschläfst, lebt ununterbrochen. Als wenn immer Nacht wäre.“

„Ein schwermütiger Trost, altes Orakel du — zum Teufel, Weib! Was ist das?!“ schrie Niklas plötzlich und sah die Wagenplane so genau an, als ob er die Glöhe der Zigeuner darauf zählen wollte.

„Das?“ fragte die Alte, „unsre Plane, Herr.“

Niklas prüfte die Säden unter der Dredkruste. „Freilich“, sagte ein Zigeuner, der hinzgetreten war, eine Ecke losknüpfte und die Plane ein Stück aufrollte — „schön? He! Und alt! Wir haben's im Kriege gefunden. Ein alter Teppich.“ „Aber

mein Gott!" rief Niklas, starrte den Teppich an, der in Wahrheit ein Gobelin war und rollte ihn weiter auf — „wo habt Ihr das her!"

„Weither, Herr. Aus dem Krieg."

„Und das nimmst du als Wagendecke, Rabenvater?" — Das muß man melden, zuckte es durch des Niklas Gehirn, den Gobelin — Herr des Himmels, das ist ein gotischer Gobelin — den muß der Staat zurückkaufen —

„Nicht aus Deutschland", sagte der Zigeuner lächelnd, als ob er diese Gedanken erraten hätte. „Will der Herr ihn kaufen?"

„Lieber Gott, ich?" antwortete Niklas. „Was wollt Ihr dafür haben?"

Der Zigeuner nannte irgendeine Zahl. Niklas lächelte nur traurig. Da knüpfte der Zigeuner auch die drei anderen Ecken auf, wendete den Gobelin ganz um und breitete ihn auf dem Waldweg aus. Dieser Waldweg war dicht mit Erdbeeren bewachsen, Staude neben Staude, und zwischen ihren weißen Blütensternen sproßten Grashalme, Salbei, Löwenzahnblätter, Moos — in diesem Teppich lag der Gobelin, und der Gobelin schien keinen Saum mehr zu haben: wo fing er an, wo hörte er auf? Er war in das Gras der Erde hineingewachsen und blühte nun mit ihm zusammen auf dem Boden. In der heißen Luft lag der Geruch von Tannenharz; hoch oben im Blauen kreiste ein Bussard. — „So hat noch nie ein Teppich ausgebreitet in der Welt gelegen. Wenn ihn sein Meister jetzt in diesem Saal sehen könnte", murmelte Niklas. „Was stellt er denn vor? Eine Taube, Gott der Herr und die Menschheit, Flammen in der Luft: das ist die Ausgießung des heiligen Geistes."

Niklas legte leise seinen Rucksack und den Stock ins Gras und nahm den Hut ab. Die Zigeuner verstanden nicht, was den fremden Mann bewegte, aber sie mußten es wohl in ihrer Zigeunerseele fühlen, denn sie traten ein wenig zurück, zogen auch die Hüte von den Köpfen, und die Kinder wurden still. Es war nichts zu hören als das dumpfe Grasrupfen der weidenden Pferde. Wo war der Teppich zu Ende? Alles war Teppich, und der lebte, brachte Blumen und Gras hervor, Bäume wuchsen aus ihm und Menschen — lauter unbelerntes, gottnahes Volk: „Die Ausgießung des Geistes in die richtige Welt, in die Welt ohne Lärm und Ameisentum", sagte Niklas und lachte vor Glück. Als der Zigeuner ihn lachen sah, kam er vertraulich näher: „Was will der Herr also geben für das Tuch?" Wie im Traum antwortete Niklas: „Alles, was ich habe", griff in seine Brusttasche und zog die Scheine hervor, die ihm eben noch für Wochen, vielleicht für Monate Freiheit, Leben und Schaffen bedeutet hatten. Der Maler sah dem Geldbündel mit keinem Blick nach, aber der Zigeuner blätterte es aufmerksam durch und tuschelte mit den anderen. Niklas sah nichts als Gott und die unzählbaren Feuerzungen im Gras: „Was sind vierhundert kurze Jahre — heute regnen die Feuerfloden so dicht und goldgelb wie seinerzeit zu Pfingsten in Brabant." Dann rollte er unbekümmert den Teppich zusammen, lud ihn auf die Schulter und nickte der Zigeunerbande zu: „Ja, Kinder, das alte Tuch gehört nun mir. Mehr als ich habe, konnte ich euch nicht geben. Ihr habt den heiligen Geist finden und auf weiten Wegen zu mir bringen müssen. Wenn es euch aber einmal not tut und ihr ihn brauchen solltet, klopft nur bei mir an. Ich wohne in Bechstedt."

Der Zigeuner hatte wohl im Ernst gar nicht so viel Geld erwartet, war auch froh, das gefundene Gut los zu sein und sagte: „Nicht eben viel Geld. Aber es soll langen."

„Auf Wiedersehen", sagte Niklas.

„Wiedersehen? Warum nicht, Herr. Wir ziehen so, daß wir in zwei Jahren herum sind."

„Also in zwei Jahren, zu Pfingsten, wenn die jungen Blätter und der neue Geist raus ist aus der Borke!“ rief Niklas zurück und ging mühselig in der Hitze unter der schweren Last seines Gobelins den Weg zurück, den er eben gekommen war. Am späten Abend des anderen Tages war er wieder in Bechstedt, und am Morgen des dritten Tages hing der Gobelin an der Längswand der Rollstube. Niklas hatte seinen zerfessenen Lehnstuhl in die Mitte der Werkstatt geschoben, saß darauf und sah den Teppich an.

★

„So Weiber, Herr Niklas, und ein Liter Wein zuviel — und fünf Wochen Wanderschaft sind herum wie zwei Tage — brrr“, schrie der Bauer von seinem polternden Futterwagen und zog die Zügel an, als er unvermutet seinen Mieter Niklas wieder sah. Niklas lachte: „Das war's eben nicht. Ich habe mir nur einen Teppich gekauft für mein Reisegeld.“

„Haben Sie's fußkalt?“

„Weiter oben! Hier hat's gegessen“ — Niklas zeigte auf seine Brust — „ich habe den Teppich an die Wand gehängt.“ Der Bauer gab den Pferden einen Peitschenknips: „An die Wand? Einen Teppich? Sü, Liese, komm!“ Er sagte nichts weiter und schüttelte nur den Kopf. Auch die alte hölzerne Rolle hatte alle ihre Sprachen verloren, die drohende, die lustige und die traurige, seit der Gobelin eingezogen war. Niklas rollte nicht mehr, sondern verbrachte von jetzt an die nachdenklichen Zwischenzeiten im Anschauen des gewirkten Bildes, und das Bild war auch gar nicht auszuschöpfen. Glaubte Niklas die letzte Tiefe und Grund unter den Füßen zu haben, so quoll irgendwo aus dem Verborgenen neue Form und neuer Sinn.

Schon der Vordergrund war unwirklich und alltäglich zugleich: aus dem braunen Erdboden wuchsen zwischen irdisch bekannten Kräutern, die man heute noch pflücken kann, seltsame Blumen, die nie jemand gesehen hatte. Auf den ersten Blick schien die Landschaft zwischen den Menschen auf der Erde und dem Gott im Himmel erdrecht aufgebaut zu sein, aber wenn man eine Berglinie verfolgte, den Grund eines Felsens, die Umgebung eines Gehöftes suchen wollte, verlor die Welt den Zusammenhang und die Erde ihre Feste, da aller Raum zwischen den Figuren durchweht war mit Pfingstfeuerflämmchen, die vom Himmel sanken. Am linken Rand des Gobelins sah man eine Burg mit Zugbrücke und Graben, und vor dieser Festung stand ein König in grünem Mantel, umgeben von seinen Rittern und Damen, Knechten, Pferden und Hunden. Diese glänzende, bunte Gesellschaft war zur Jagd ausgezogen und stand nun erschrocken still vor dem Wunder der Ausgießung des Geistes, das sich eben offenbarte. Den rechten Bildrand nahm eine gotische Stadt ein mit ihren Türmen und Dächern, Brücken und Kirchen. Auch die Bürgerschaft war ins Freie gewandert und eben dran, ein Fest zu feiern mit Singen und Saufen: Fahnen, Geigenspieler, Weinlannen. Und auch hier war der Lärm plötzlich verhallt, das vergnügliche Vorhaben vergessen, die Bürgerschaft stand still und starrte in den geöffnerten Himmel.

Die Mitte des Gobelins war beschädigt. Niklas hatte aber die aufgedröselten Fäden sorgsam in die alte Lage gebracht und, soweit sie noch vorhanden waren, auf einem untergelegten Leinwandstück angeheftet: ein geübtes Malerauge konnte erkennen, daß dort ein einzelner Mensch eingewebt war, der, tief in seinen Mantel gewickelt, in sich versunken am Boden kniete. Alle Menschen dieses Bildes blickten in den Himmel und seine Flammen des Geistes; nur diesem knienden Menschen schien der heilige Geist vertraut und erwartet zu kommen. Ueber dem unbekannten Einzelnen ballten sich denn auch die Wolken am dichtesten, und in diesem Gewölk

erschien Gott der Herr mit der Taube und dem Sohn. Der Himmel war offen. Man sah ins Unergründliche, in dem Engel schwebten und aus dem die ewige Wärme hervorlohte in Gestalt des Feuers, das sich in Flammen teilte und endlich in unzähligen Flammenzünglein auf die Erde fiel, wie Schneeflocken im Winter aus der ewigen Kälte herabzufallen pflegen.

Dies alles sah Niklas auf dem Gobelin. Er nahm es so tief in sein Gemüt, daß sich das wunderbare gotische Bild schließlich quer und unverbogen in den Bechstedter Alltag schob und ohne Abgrenzung ebenso in diesem lebendigen Tage lag, wie der Gobelin in dem Graze des Waldweges gelegen hatte und Gras und Baum und Erde selbst geworden war. Wenn Niklas den Kopf zum Fenster hinausstreckte, sah er nicht seine Nachbarschaft neben dem Bild, sondern nur sein Bild noch einmal: die Blumen, die Gobelinmenschen in Bechstedt — Herren wie Knechte, Arme wie Reiche, Handwerker wie Geistliche: alle waren da, und Pfingsten war auch, und die Leute hatten sich grüne Zweige an die Hüte gesteckt — und Niklas saß allein in seiner Rollstube, sah den Herrn und die Taube und die Feuerzungen: „Brabant oder Bechstedt — wer unterscheidet die!“ Er sprang auf, hob die Arme hoch, und ihm war, als ob auf seinen Fingerspitzen Sankt-Elms-Feuer tanzte: „Wenn ich das male“, dachte Niklas. „Das!“ rief er plötzlich ganz laut, „einfach das, was der alte Meister gesehen hat, aber neu und im Heute!“

Es klopfte. „Ja, es ist nun Zeit! Jetzt kommt herein zu mir!“ rief Niklas und stand mit ausgebreiteten Armen in der Mitte der dämmrigen Rollstube, an deren Ende die singende Rolle geheimnisvoll wie ein Katafalk an der Wand stand und geduldig auf ihre Sprache wartete.

„Schwerhörig bin ich nicht“, brummte jemand in der Türe, drehte sich um sich selber und kam verkehrt herein. Niklas erwachte bei dem Anblick des dunklen Wesens, ließ schnell die Arme sinken, stellte sich vernünftig hin und sagte: „Kanu“. Dann lachte er: „Schulmeister! Mensch, was haben Sie unterm Arm! Sie bleiben ja an der Klinke hängen mit dem Ding.“

„Ja, was hab' ich da“, knurrte der alte Lehrer Heim und hielt ein kugelförmiges Paket vor sich hin. „Grüß Sie Gott, Herr Maler.“

„Der Mond, scheint's, ist die Nacht in den Teich gefallen, und der Schulmeister hat ihn aufgefischt.“

„Der Mond nicht, Niklas. Bloß die Erde. Jaja, Ferien, Verehrtester: man repariert jetzt die Lehrmittel.“ Der Schulmeister wickelte ein Blatt des „Thüringer Landboten“ nach dem anderen ab, und endlich lag der Herzfern dieser Zwiebel bloß: der Schulglobus von Bechstedt.

„Recht, Meister. Sie tragen zu Pfingsten die alte Erde ein wenig spazieren.“

„Na, spazieren nun grade nicht. Ich komme vom Schuster.“

„Mann! Mit der Erdkugel!“

„Die Lümmel“, antwortete Heim, „die Flegel! Zur Schulfeier haben sie mir den Globus vom Gestell gehoben; sie kugeln damit — bauz, da ist die Beule drin.“

„Die Erde bekam also eine Beule — na, und?“

„Ich denke, was tu ich nun? Die Bengel durchprügeln. Schön. Die Beule bleibt dabei, wie sie ist. Also zum Schuster damit.“

„Zum Schuster? Was soll der dabel?“

„Mit Pech hat der das Loch gefüllt. Da! Ist doch ganz fein geworden.“

„Das soll ein Wort sein! Der Schuster muß Schultheiß von Deutschland werden! Ein Mann, der die beschädigte Erde mit Pech heilt. Hält's denn?“

„Halten! Sie sehn's doch. Hier ist gerade lauter Meer. Ich male die Stelle noch blau, und kein Mensch sieht den Schaden.“

„Sieh mal an“, sagte Niklas vor sich hin, „die Welt ist verbeult. Es flücht sie einer mit Pech. Und dann kommt der andere und malts himmelblau über.“

„Der Schuster ist kein schlechter Kopf, Niklas. Wissen Sie, was der sagt, als ich mich bedanke? ‚Jh, Vater Heim, so ‚ne Kugel läßt sich ohne Kunst reparieren. Die da‘ — er zeigt auf seine Schusterkugel — ‚die nicht.‘ ‚Kein‘, sage ich, ‚die bricht.‘ ‚Freilich‘, meint der Schuster, ‚weil solches Glaszeug durchsichtig ist. Das läßt sich nicht fitten. Aber ein dickfelliges Ding wie die Erde da — das pappt sich immer wieder zurecht. Da guckt keiner durch.‘ ‚Auch ein Vorteil‘, antworte ich. ‚Wie man’s nimmt‘, antwortet mir da der Schuster, ‚meine Kugel kann die Sonne verschlucken und wirft dann Licht — Ihre Erde, na, was kann die groß werfen, he? Schatten! Schatten!‘ Ja, Niklas, das sagt nun ein Schuster von der Erde.“

„So ein verfluchter Schuster“, rief Niklas, „ein Denunziant! Zu Pfingsten! Und wie steht’s nun mit uns? Wir wohnen auf dieser geflickten Kugel. Werfen wir Licht oder werfen wir Schatten?“

Bedächtig wiegte der alte Bechstedter Schulmeister den Kopf und setzte sich in den Lehnstuhl. „Na?“ fragte Niklas. „Wenn man dem da glauben darf“, antwortete der Schulmeister und zeigte auf den Gobelin, „werfen wir vor der Hand recht lange Schatten auf diese alte Kugel. Sie macht’s ja selber nicht besser. Aber sehn Sie hin: die Ausgießung des Lichtes ist in vollem Gange — man muß abwarten, wie das am Ende ausläuft... Rücken Sie erst mal Ihren Tabakasten heran und stopfen Sie auch.“ Und nun begannen die beiden Bechstedter Meister, Erdenmaler beide von Beruf und Sendung, sich langsam durch den Abend hindurchzurauchen bis in die späte Nacht, wie sie es oft schon taten.



Am Tage malte Niklas in dieser Zeit wie ein Bessener. So lange das Licht hielt, stand er und schuf eine Welt nach der anderen. Aber er schuf sie nur für sich: sein Meister des Gobelins hatte das Jenseitige so selbstverständlich und gemütlich auf den feuchten, warmen Boden des Wirklichen gestellt, daß auch im armen Niklas das Hintergründige beweglich wurde, ins Rutschen kam und, eh’ er’s sich versah, mit allem Spuß des Himmels und der Hölle in den Vordergrund seiner Bilder rollte. Alles Dunkle in ihm trat unzerhackt und ungemildert heraus und stellte sich zwischen seine gemalten Bäume und Zügel und Gartenzäune, daß schließlich sogar der alte Heim scheu wurde und vor des Niklas letztem Bilde murmelte: „Na, na. Unfre gelben Rapsfelder hinten am Gabelschlag reichen doch bloß bis an den Hopfbach. Dann kommt Korn, und das ist jetzt noch grün. Soviel Raps in einer Flur — das glaubt Ihnen keiner.“

„Raps, Schulmeister!“ sagte Niklas, „merken Sie denn nicht, daß das Sonne ist? Aber wie solltet Ihr’s merken“ — Niklas zeigte traurig auf den Gobelin — „Ihr habt den Sokrates vergiftet und den Phidias verhaftet und Herrn von Kleist erschossen...“

„Jh!“ rief Heim.

„Hat’s Ihnen der Schuster nicht gesagt, als er Ihnen das Pech und die gläserne Kugel vor die Nase hielt?“

Der Bauer hatte geschwiegen, die Rolle sagte nichts mehr, und nun hielt auch der Schulmeister den Mund. Das hätte nichts geschadet: die drei schwiegen verständnisvoll. Es war aber noch ein Viertes da, was den Niklas ansah, und das schwieg böse und gähnte dazu: das war die Welt. Der Gobelin leuchtete über dem Maler: „Die Ausgießung des Geistes“, sagte Niklas — „der Engel rechts neben dem Herrn, der da eben mit seinem Finger neugierig an eine vorüberschwebende Feuerzunge tippt und probiert, ob das Ding brennt, der ist der schönste — aber ich

habe trotzdem Hunger, und heute ist der fünfte: ich muß die Miete bezahlen, Leinwand kaufen ..."

Eine Woche wehrte er sich und noch eine. Dann ging's nicht mehr. Einen ganzen Tag tat er nichts, als den Gobelin ansehen, aber als es dunkel wurde, sagte er betrübt: „Es hilft nichts“, setzte sich hin und schrieb einen Brief an den berühmten Galeriedirektor Hofrat Wendig, indem er diesem kenntnisreichen Gelehrten seinen Gobelinfund entdeckte. Niklas hätte den alten Teppich ebensogut in einen Ameisenhaufen stecken können. In einem Ku krabbelte es an den bunten Säden des Brabanter Wirkers schwarz und wimmelnd hoch. Gelehrte kamen zu Fuß, zu Pferde und zu Wagen nach Bechstedt, gefolgt von einem Schwarm Photographen und Händlern. In den illustrierten Zeitungen Europas erschien nicht nur das Bild des Gobelins: die Blätter brachten auch Ansichten von Niklas, von Bechstedt, vom Fichtenhügel, von Zigeunern und zuletzt vom Bauer und des Bauern Ochsen. Eines Tages hielt ein Auto am Torweg des Gutshauses, und eine Abordnung von Sachleuten nahm den Gobelin sachkundig von der Wand. Niklas stand still dabei, gab seinem Teppich auf der Treppe das letzte Geleit, half ihn in den Leichenwagen heben und klappte mit eigener Hand die Tür des Wagens zu. Der Motor ging an, lautlos glitt der Wagen um die Ecke — ein wenig Staub, vor der Tür die Reifenabdrücke des Autos in der Erde, und Niklas konnte nun in die Rollstube gehen und die beiden Faken ansehen, welche die Ausgießung des Geistes gehalten hatten: von jedem Eisenhafen hing ringelnd ein Ende Bindfaden herab.

„Die alten Rostfaken“, murmelte Niklas, „so stehe ich da.“ Von ihm hingen seine beiden Rostfaken ab, denn die waren voll gefüllt mit Banknoten. Niklas zog die Geldbündel mit spitzen Fingern heraus und hielt sie von sich ab: „Wie sie sinken“, sagte er und legte sie in eine leere Tabakschachtel. Jetzt rochen sie zwar nicht mehr, aber die unsichere Kostbarkeit dieser Pappschachtel drückte den Maler um so mehr. Wohin damit? In den Tischkassen? Nein, darin lag schon Brot, Wurst und Zeichengerät. Ins Bett? Beileibe nicht — der Geruch zieht in die Träume! Der Kleiderschrank hatte kein Schloß — aber sieh da, die Rolle! Die alte singende Rolle hatte ja nicht nur eine Kehle, sie hatte auch einen Bauch, und der war angefüllt mit schönen kantigen Kalksteinen. Den größten hob Niklas hoch, schob die Schachtel darunter, und wie der Maler den Stein losließ, gab es einen Knacks. Die Pappschachtel war zerdrückt. „Der Mammon verreckt nicht vom Quetschen“, sagte Niklas höhnisch, „Gobelins werden mürbe davon, auch die Maler, und Erdfugeln friegen Beulen, aber Geld bleibt Geld.“ Und Niklas ließ die Rolle zum ersten Male wieder seit langer Zeit singen.

★

Der Gobelin war weg. Niklas malte wieder. Er sah auf die Wand mit den beiden Eisenhafen, sah mit brennenden Augen so lange, bis es flimmerte, und Feuerjungen schwebten wie goldener Schnee.

Niklas saß in einem Feuertreiben, und seine Bilder gerieten danach. Als der Gobelin noch dahing, hatte er gemalt wie er mußte, nicht wie die Welt wollte und die Kunstgelehrten es bestimmten. Nun der Gobelin nicht mehr da war und die Längswand der Rollstube nach dem Himmel zu offen hielt, der Blick nicht mehr über die Blumen und Menschen schweifen konnte bis zu den Engeln und erst Halt machen mußte im Angesicht Gottes selbst — seit die Längswand wieder nichts mehr war als eine getünchte Wand aus Backstein und Kalk — seitdem Niklas den Gobelin nicht mehr sah mit seinen verweslichen beiden Augen, seitdem lebte er erst recht und völlig in der flimmernd funkelnden Ausgießung des Geistes. Die bunten Wollfäden waren fort, aber das Wesen jenes verschwundenen Bildwerkes erfüllte

den Raum und den Kilas und alles, was Kilas in diesem pfingstlichen Quartier zu Bilde machte von jetzt an.

Nun begann des Kilas große Malerzeit, und er konnte sich dieses Herren gestalten leisten: wenn er Geld brauchte, zog er nicht mit seinen Bildern auf die Ausstellung in die Hauptstadt, sondern hob nur den wohlbekannten Stein im Rollkasten hoch, und die zerquetschte Zauberschachtel lag handlich vor ihm. Er brauchte bloß Daumen und Zeigefinger anzulecken und einen Hundertmarkschein herauszuziehen.

So lebte er Monat um Monat und malte, und wenns auf die Reize ging, feuchtete er nur die Fingerspitzen an und zog neue Lebenskraft unter dem Stein geröll der Rolle hervor. Um die Malerseele sanken und schwebten die Feuerzungen des heiligen Geistes. Er saß wie eingeschnitten. Die Türe ging nicht mehr richtig auf; die Fenster waren ihm von Feuerflocken zugeweht. Um die Welt zu sehen, hätte er schon durch den Schornstein gucken müssen. Er tat's eines Tages und sah durch das ungeheure, kohlschwarze Fernrohr, aber er erblickte nichts als ein kleines vieredriges Stück Himmel. Die tiefe Bläue und ihre Totenstille bei webendem Leben ergriff ihn so, daß er von nun an oft, bei Tage und bei Nacht, den Anblick der Welt auf diesem Wege suchte. Eines Tages traf ihn der alte Heim an seinem Kaminferrohr.

„Zieht der Schornstein nicht?“ fragte der Schulmeister.

Kilas aber lachte glücklich, brannte ein Streichholz an und hielt es in den Essenzug. Das flackerte ein wenig und ging dann, in langer Flamme nach oben gezogen, zitternd aus: „Da! Es zieht mir alles Feuer und Licht heraus. Alles da 'nauf.“

Der Schulmeister sah den Maler an und schüttelte den Kopf: „Kilas, Sie gefallen mir nicht. Sie müssen mehr an die Luft.“

„Ja, die Luft, Heim. Da fehlte es schon immer.“

„Am Hopfgärtner Weg steht ein Machandel“, sagte der Schulmeister, „voll von Beeren. Ich mache Ihnen einen Aufguß.“

„Ich weiß“, antwortete Kilas, „der alte Machandel sticht wie eine Bestie, wenn man pflücken will. Aber laß die Beeren nur hängen, Heim. Gegen die Schwindsucht helfen sie nicht.“

„Nu, nu, Schwindsucht, so schlimm wird's nicht sein, Kilas. Ich pflück für Sie die Beeren. Zum Ernten muß man harte Hände haben. Meine sind wie Leder.“ Kilas sah auf den Stein im Rollkasten, unter dem sein Schah lag, lächelte und malte weiter. Eines Abends wollte er wieder an die Pappschachtel, leckte den Daumen und fuhr mit spitzen Fingern hinein. Aber er blieb mit seinem Hundertmarkschein erstarrt stehen: die zerquetschte Tabakschachtel war mit blauem Papier ausgeklebt und auf ihren Boden die Fabrikmarke gedruckt — das Bild eines Tannenbaumes. Kilas sah scharf hin: es war schon richtig — blaues Glanzpapier, ein Tannenbaum — sonst nichts. Die Schachtel war leer. „Und das hier“, rief Kilas und schwenkte den Geldschein wie ein Belagerter die weiße Fahne vor der Kapitulation, „das ist der letzte!“

Er hatte gelebt, gemalt und von Zeit zu Zeit die Finger geleckt und neue Kraft aus dem Rollkasten gezogen — und nie bedacht, daß ein Tag kommen mußte, welcher der Pappschachtel auf den verdammtten nackten Grund sah.

„Immerhin“, dachte Kilas, „die Tanne ist nicht schlecht gezeichnet, und die Tanne hat vollkommen recht: der letzte Schein soll hingehen, wie die Schachtel es meint — ich werde ihn verwandern.“

Am anderen Morgen steckte Niklas den Kopf zum Fenster hinaus und roch die feuchte Erde des frühen Morgens. Das Dach des Bienenhauses lag noch im Schatten, aber der feldsteinerne Kirchturm dahinter leuchtete schon in gelbem Licht. Eben begann die Glocke in ihrem offenen Turmstuhl zu wackeln, dann unregelmäßig hin und her zu schwingen und zaghaft einzelne Schläge ihres Klöppels mit unsicheren Tönen zu beantworten. Der Maler sah dem Beginn des Frühgeläutes zu und freute sich, wie die Glocke langsam in Schwung kam, wie auch die zweite Glocke zu stammeln begann, dann die dritte einsiel und endlich der Herzschlag von Bechstedt im richtigen Takt war und ruhevoll weiterschwang. Niklas hörte das Hosten klingen und sah den Bauer heraustreten mit dem Gesangbuch unterm Arm und ein paar Stengeln Krauseminze in der Hand, die er sich von Zeit zu Zeit unter die Nase hieb. „Krauseminze“, dachte Niklas, „die nimmt er mit zum Riechen, daß er nicht zu schnell einschläft. Er muß mit einer langen Predigt rechnen. Heute? Ja freilich — es ist Pfingsttag“ — Niklas warf den Rucksack über, und die Glocke tat eben ihren letzten Schwung, als der Maler ins Freie trat. Er wanderte die alte Straße, die er immer in den Wald hinaufgegangen war. Nur ging es nicht so schnell wie sonst. Niklas war beklommen und griff oft nach der Brust und atmete: die Krankheit, die er einfach Schwindsucht genannt hatte und die der alte Heilm mit Wachholderasft besänftigen wollte, mußte emsig in ihm weitergenagt haben, seit er zuletzt diese Straße gezogen war. „Wie lange ist das eigentlich her?“ murmelte Niklas kurzatmig, während er den Fichtenhügel hinaufstieg. „Pfingsten war damals auch — voriges Jahr? Nein, da malte ich mein gelbes Bild. Also zwei Jahre. Zwei Jahre? In zwei Jahren sind wir herum und wieder hier“, hat doch der Zigeuner zu mir gesagt . . .“

Er schritt den letzten Anstieg des Pfades hinauf, bog die Eschenzweige auseinander — da lag der Waldweg: die Fichten schwankten leise, am Ende der Schneise stand wie damals das Kornfeld als eine grüne, sanfte Mauer. Totenstille. Niklas ging müde über das Gras: „Wo seid Ihr, meine Freunde? Und mein Bild vom Geist, ach, in welches Museum haben sie dich gesperrt? Hier lag der Gobelin, in lauter Erdbeerblüten und auf Salbei und Löwenzahnblättern. In der Bläue schwebte ein großer Vogel. Heimatloses Volk stand um das Bild herum — das wollte heute doch hier sein.“

Niklas wanderte langsam weiter. Es war ein mühsames Gehen, Schritt vor Schritt. Die Sonne wärmte nicht, ihn fror trotz des klaren Sonnenstrahls. In einem Dorfe nahe dem Fichtenhügel verbrachte er die Nacht, aber er lag schlaflos und hatte Angst vor der Ferne. Am anderen Morgen schritt er denn auch seine Wanderstraße nicht fort, sondern ging auf dem grasigen Waldweg zurück. Es zerrte etwas an ihm — hin, her, hin: „So habe ich es mit meiner Rolle gemacht“, murmelte Niklas, „immer hin und wieder — aber der Klang steht nicht auf Droßelschlag, das klingt eher nach dem unteren Ende.“

Entschlossen kehrte er um. Als er spät abends in Bechstedt ankam, stand der Bauer im Torweg und schmunzelte: „Schon wieder daheim? Und diesmal ohne Teppich? Na, Ihre Freunde waren da und haben nach Ihnen gefragt.“

„Wer?“

„Gute Freunde vom Herrn Maler wären sie, haben Sie gesagt. Zigeuner, Herr Niklas!“

„Was?“, rief Niklas, „meine Zigeuner etwa?“

„So stimmt's doch?“ knurrte der Bauer, „Ihre Zigeuner? Zwei Zühner fehlen mir seitdem, eine Ente und der Spankorb mit Eiern. Diebespad!“

„Wann waren sie denn hier?“

„Wann!“ — der Bauer dachte nach — „heute ist Freitag — am Montag zog die Bande durch.“

„Dann sind sie schon weit. Ich hole sie nicht mehr ein“, sagte Niklas traurig.

„Die kriegen Sie nicht mehr. Die Zühner sind hin und die Ente und die Eier dazu. Aber dem Maler soll ich einen Gruß bestellen, und nun könnten die Zigeuner erst in zwei Jahren wiederkommen. Und ein Paket haben sie auch dagelassen. Ich habe es aber nicht oben raustragen lassen. Es ist doch verlaust. Da, am Holzstall in der Ecke liegt's. Zwei Zühner, eine Ente . . .“

So federnd war Niklas auf seiner ganzen Wanderung nicht gegangen wie jetzt am abendlichen Ende seines Weges über den holprigen Hof nach dem schiefen Holzschuppen. Hier hatte der Bauer das Bündel hingeworfen: ein grauer Leinwandpacken. Kopfschüttelnd schnitt Niklas den Strick auf, aber der Stoff, den er für die Hülle hielt, war das Ganze. Niklas faltete das Tuch auseinander — ein großes Segeltuch, leer. „Was soll das?“, dachte der Maler, „eine Wagenplane? Denken die, ich kaufe alte Wagendecken auf, weil ich damals den Gobelin erwarb? Oder haben sie erfahren, daß ich den Gobelin verkauft habe? Zigeuner sind geheimnisvolles Volk, dem nichts entgeht. Soll das etwa der Ertrag sein?“

Niklas sah nachdenklich die große graue Plane am Boden liegen. Es dunkelte immer mehr. Um das Scheunendach flatterten lautlos die Fledermäuse, und der Hoshund setzte sich still neben Niklas, sah ihn an und wedelte. Nichts war zu hören als das Schwanzwischen des Hundes in den Gobelspänen, die am Boden lagen. In der Dunkelheit leuchteten die Gobelspäne und Sichtensteine. Niklas starrte auf das graue Nichts und auf die schimmernden hellen Holzsplitter. „Wie das leuchtet“, dachte Niklas, „leuchtet? Ja, sie leuchten!“ Wie Flammenzungen wanden sich die gelben Späne. „Pfingsten trotz Nacht und Fledermaus und Hund“ — der Maler faltete das Tuch zusammen und lud es auf seine Schulter — „das graue Tuch gehört nun mir. Es ist leer, aber ich will die Feuerzungen hineinfahren lassen und ein Bild aus ihm machen.“

Am anderen Tage hing die große, graue Leinwandplane an den beiden Gobelinägeln der Rollkammerwand. Niklas saß stundenlang still davor in seinem Ledersessel und sah unverwandt auf die leere Leinwand. Dann griff er nach seinen Pastellstiften und fing an zu zeichnen. Sein Werk gedieh: schon am Abend konnte man am linken Rande das Bild des Schulmeisters erkennen, der die verbeulte Erdkugel in der Hand hielt und stolz mit steifem, langen Zeigefinger auf die gekittete Stelle der Erde wies. In den nächsten Tagen schwebte auf dem Grau des Grundes am rechten Bildrand der Glockenstuhl von Bechstedt. Der Bauer stand breitbeinig davor und hieb mit seinem Spaten an das Glockenetz — er mußte gewaltig zugeschlagen haben, denn entsetzt fuhr der Pastor, offenbar aus seinem Morgenschlaf gestört und nur mit dem geistlichen schwarzen Rock bekleidet, händeringend aus der Tür der Pfarrei. In die Mitte hatte Niklas sich selber gemalt. Er kniete auf einem milden Rasen von Federgras, Salbei, Löwenzahnblättern und Erdbeerstauden. Sein Haupt war tief gesenkt und mit zarten, durchsichtigen Händen drückte er eine gläserne Kugel an seine Brust. Die Kugel strahlte in den Regenbogenfarben, und das Licht brach wunderbar aus ihr hervor. Die Kugel schien die Sonne selbst zu sein, denn sie allein sandte Licht in das Bild, ließ es in Feuerzungen und Farben auch nach oben in den Himmel strahlen und bestimmte die Richtung der Schatten, welche die Körper auf die Erde warfen. Die große Mittelstelle im Himmel war noch freier, grauer Leinwandraum.

Und dieser Himmelsraum wurde nie gemalt: je weiter das Bild gedieh, desto schwächer und elender wurde sein Maler. Faser für Faser Leben, Tropfen für Tropfen Blut und Hauch für Hauch Empfindung löste Niklas aus sich heraus und

lud es in sein Bild hinein. Das Bild wurde von Tag zu Tage wärmer und fatter und Niklas von Tag zu Tage bröcklicher und flüchtiger.

„Morgen male ich ihn“, hatte er am Abend lächelnd zum Bauern gesagt.

„Wen denn?“, fragte der Bauer und hörte auf zu rauchen, damit der Maler nicht so husten mußte.

„Den, der unser bißchen Licht einerntet“, antwortete Niklas.

„Was der aber für Gabeln und Fuhrwerk haben muß. Licht einfahren . . .“, brummte der Bauer kopfschüttelnd. „Ich gebe Ihnen eine Wärmflasche mit, und morgen bleiben Sie schön im Bette, Herr Niklas.“

Am Morgen fand ihn die Magd, die den Kaffee brachte, im Lehnstuhl sitzen und lächeln. „Es geht ihm ja besser“, dachte sie, lachte ihn an und sagte: „Guten Morgen.“ Aber als Niklas sich nicht rührte und immer so weiterlächelte, machte die Magd langsam den Mund auf, starrte, schrie auf und setzte klirrend das Geschirr auf den Tisch und lief zur Türe hinaus. Niklas lächelte weiter in seinem Lehnstuhl vor dem Bild der umgekehrten Ausgießung des Lichtes.

„Tot!“, fragte der Bauer und faltete die Hände.

„Tot!“, fragte der alte Heim und drehte versonnen an dem Globus, daß die Erdkugel schneller und schneller um ihre Achse drehte, bis schließlich Land und Meer nicht mehr braun und blau, sondern nur eins schienen und grau.

„Tot!“, sagten die Zeitungsmänner und tauchten die Federn ein. „Tot!“, die Sachleute, erinnerten sich und ließen eine Zeit lang die Daumen umeinander kreisen. „Tot!“, rief der Galeriedirektor Wendig, fuhr eilends mit seinem Stab nach Bechstedt und strahlte vor Freude über das unbekannte und von ihm eben noch rechtzeitig entdeckte Rollkammergut.

„Das gibt auf Jahre hinaus wissenschaftliche Arbeit“, sagte er zu seinem Generalassistenten, „das gibt neue Gedanken, Bücher, Brot, und nun frage ich Sie, lieber Doktor: hätte der arme Schlucker so viel und so gut gemalt, wenn wir's ihm hätten wohl sein lassen bei seinen Lebzeiten, wie? Ein Galeriedirektor muß vor allem Glauben in seinem Herzen haben. Sehn Sie diese Bilder an: die deutsche Kunst geht nicht unter. Es fällt eben kein Sperling vom Dach, ohne daß der himmlische Vater dieses weiß und will. Ein jeder hat genug Sorge, wenn er des eigenen Berufes gedenkt: den lebenden Maler stellt Gott anheim, meine Lieben. Liegt der Vogel aber an der Erde, dann gehört er der Erde, dann ist er unser — und dann kein Besinnen, sondern ein fröhliches Zugreifen und Ernten!“ Für wenig Geld erwarb er von dem Bauer, der des Niklas Erbe war, den gesamten Nachlaß und rettete ihn damit vor der Zersplitterung.

★

Des Niklas Bilder hängen nun in den schönen, fein abgetönten Sälen der Galerie. Die Hauptwand nimmt das sogenannte „Fragment“ ein, jenes letzte, große Bild des Sterbenden, auf dem man Schulmeister und Bauer, Erdkugel und Schusterkugel, Feuerzungen und eine leere Stelle dort, wo Gott hingehört, sehen kann.

Dieses Bild, das zum Teil nur aus Pastellfarben besteht, wird sorgsam von einem besonderen Diener behütet, und diese Sorgfalt ist sehr notwendig, denn wie leicht verwischt die lockere Kreidefarbe und wie fürwähig und sorglos gehen die Besucher an solche einmaligen und kostbaren Werke heran! Eines Tages sind im Marmorportal der Galerie sogar Zigeuner erschienen — gewöhnliche, schmutzige, verlaufte Zigeuner — und haben gesagt, sie wollten in die Niklassäle hinauf und das große Bild ansehen. Die Beamten hatten Mühe, das Pack loszuwerden — denn Niklas lag nun schon seit zwei Jahren wehrlos in der Erde am Fuße des Bechstedter Glockenturms. Er konnte Dieben kein Bild mehr nehmen.

Felix Meseck

Tragödie der deutschen Kunst

Man spricht heute wieder so viel über Kunst, man spekuliert über den Stil der Zukunft, der der neuen Erhebung würdig sein soll. Mit einem in die Weite schweifenden Fernblick gleitet man dabei über das Nahe, das bereits Vorhandene hinweg. Das ist deutsche Art. Dem Deutschen gilt nur das Ferne, Fernste, das, was weit her ist, er will keine rasche Erfüllung.

Es ist unmöglich und durchaus unfruchtbar, über den Stil von morgen sich Gedanken zu machen. Das politische Geschehen und das Geschehen von Kunst und Religion verlaufen in durchaus eigenen Kurven, die fast nie miteinander zur Deckung zu bringen sind. Nationale Hochzeiten sind keinesfalls immer auch Hochzeiten von Kunst oder Religion. Die große bewegte Zeit der französischen Revolution, die Großtaten Napoleons: diese Zeit brachte nur den kalten Akademiker David hervor, aber auf dem fauligen Moderboden des Liberalismus erblühte die schöne Blume des französischen Impressionismus.

Wachstum läßt sich nicht erzwingen. Die Haupttugend des Gärtners ist: warten zu können, in Geduld wachsen zu lassen. Einstweilen muß man sich des Besizes freuen, diesen nicht, weil ferne Wünsche die Phantasie umgaukeln, zu nichts verfrühen. Namen wie Thoma, Corinth, Slevogt sollten unser Stolz sein.

Ein Thema ist nur von einem gewissen Abstand aus künstlerisch zu gestalten, erst wenn der Gegenstand der brennenden Aktualität entrückt ist, kann er künstlerisch überwunden werden. Man kann wohl Wünschen, Hoffnungen und Sehnsüchten Ausdruck geben, aber ein Gegenwärtiges künstlerisch zu bilden, dazu würde eine mehr als göttliche Genialität gehören. Die großen Figuren der Geschichte haben auch immer erst Jahrhunderte später ihre Gestalter gefunden. Man muß die Entwicklung abwarten. Um die große Tat setzt sich bald eine Fülle von Gedanken, Vorstellungen und Bildern an, die den Schaffenden zu Werken befruchten. Wie der Stil der Zukunft aussehen wird, läßt sich noch nicht einmal ahnen. Rückkehr zu einem Neuklassizismus müßte als Unglück, als Rückfall betrachtet werden. Die deutsche Form ist eine andere Form als die antike, griechische oder römische. Es gibt eine deutsche Form. Angesichts der großen Werke nationaler Kunst darf nicht behauptet werden, daß der deutsche Geist immer nur formlos ins Uferlose schweift. Solcher Vorwurf stammt aus dem Westen, von einer Rasse, der die deutsche Form zu weit, zu ungeheuerlich ist.

Die gewaltigsten Meister der Form haben wir in Dürer, Grünewald, Bach hervorgebracht. Wir haben eine Stein-, eine Holzplastik von ganz starker Eigenart. Vergleiche dieser unserer Kunst mit den als internationale Vorbilder hingestellten Werken antiker Kunst können den Betrachter freilich irre machen, denn die Gesetze der antiken Kunst gelten nicht bei der deutschen, die der deutschen nicht bei der antiken Kunst. Als so die deutsche Seele eine Periode der Ermüdung erlitt, konnte der Klassizismus über sie kommen. Da verleugnete sie ihre Eigenwerte und erkannte nur in der Nachahmung, im Nachtreten das wahre Heil. Mit deutscher Inbrunst verleugnete sie sich. Die deutsche Seele ließ sich durch „edle, strenge Form“ bändigen; jetzt ist sie sanft und zahm und verwirft ihre besten Einfälle, weil sie einem immer noch nicht überwundenen Vorbild ähnlich sind.

Solche Konventionen sind zäh, auch durch Revolutionen nicht umzustößen, und dem vortastenden Schaffenden werden Berge des Widerstandes und des Mißverstehens in

den Weg gestellt. Wir stehen schon lange am Ende dieser Schwächeperiode. Die das Publikum verwirrende Fülle der Stilexperimente bezeichnet den Umbruch, sie sind das Suchen nach dem neuen Weg. Langsam erkennen wir die Eigenwerte, die mit dem großen Auftrieb und der Anerkennung nationaler Art wieder in Geltung kommen.

Die griechische Form entspricht dem Ur- und Grundgefühl vom reinen Sein. Die griechische Seele sucht den Urgrund der Dinge, sie sucht das Beständige, das Unvergängliche, das wahrhaft Seiende im Fluß der Dinge. Sie findet in der Idee der Dinge, fest gegründet, völlig im Gleichgewicht ruhend, statisch gesichert, dem Zufälligen, dem Vergänglichen entrückt, das Besondere, Charakteristische, das Spezielle ins Allgemeine, ins Ideale gehoben — denn das Besondere, das Einzigartige erscheint der griechischen Seele als Trübung der Idee — erstarrtes Leben, so stehen die plastischen Gestalten da, einzeln und ohne Beziehung zu irgend einer Umgebung. Diese runde Abgeschlossenheit, dieses In sich ruhen, das unauflösbar, mit anderem niemals Verbindung eingehende Einzeldasein der griechischen Gestaltung ist selbst in Griefen und auf Vasenbildern in Architekturen spürbar. Das entspricht dem griechischen Raumgefühl. Der Raum, die Raumentiefe hebt das Einzeldasein auf, sie macht die Größen relativ, sie bringt Unsicherheit, Fragwürdigkeit in die reine Existenz. Der Grieche flieht vor der Dämonie, er flieht vor dem Raum. Wir sehen niemals Tiefendarstellungen, niemals Landschaftliches in antiken Darstellungen. Eine vollkommen adäquate Form hat der Grieche für seine seelische Gestalt gefunden. Darin liegt das Allgemeingültige der Leistung.

Man muß diese bewundern, aber Nachahmung würde dem deutschen Sein widersprechen. Die deutsche Seele schwebt im Raum, sie durchmisst ihn nach allen Richtungen, sie strebt zur Höhe und Tiefe, sie ist dreidimensional, sie ist unruhig, niemals im Gleichgewicht, stets Bewegung, sie sucht nicht die Ideen der Dinge, aber sie versenkt sich ins Einzelne, ins Besondere, ins Charakteristische, sie umfaßt das Große wie das Kleine, sie bringt das Fernste mit dem Nächsten in Beziehungen, sie ist Klang, Rhythmus, Vieltimmigkeit. Gewiß schweift der Geist ins Unendliche, ins Weite, aber er hat für diese Tiefenhehnsucht auch eine Form gefunden.

Ein ungeheuer bewegter Rhythmus klingt in den Gestalten deutscher Plastik. Die Apostel sprechen, mit gerunzelten Brauen öffnen sie die Mänder, sie heben die Hände, und bis in die Fingerspitzen hinein glüht das Leben, und die Gewandfalten nehmen teil an der inneren Bewegung und Erregung. Es ist ein vieltimmig herrlicher Gesang und ein Reichtum von Zahl und Maß, von Bezüglichkeiten zueinander, Unendlichkeitsrechnungen, Raumgedanken, wie sie dem griechischen Raumgefühl durchaus fremd sind.

Das deutsche Maß ist ein anderes als das griechische, ein anderer Rhythmus bewegt den deutschen Menschen, wie er den griechischen bewegt hat. Vielleicht bis in die biologischen Bezirke hinein wäre, wenn möglich, der Unterschied im inneren Maß, im Lebensrhythmus festzustellen. Für den deutschen Menschen ist das griechische Maß ein strenges, denn er muß sein Tempo vergewaltigen, er muß sein natürliches Ausschreiten in jedem Augenblick überwachen, um dem fremden Tempo gleich zu bleiben. Das bringt Zwang und Steifheit in die Haltung, das verdrängt alle originalen Gedanken.

Für den Griechen ist sein Maß seine Natur, es ist ihm nicht streng. Der Deutsche kann sich mit dem edlen Maß nicht begnügen, es drängt ihn immer zu irgendeiner Ungeheuerlichkeit. Das Gleichmaß beengt die deutsche Seele, sie braucht Spannungen, Explosionen, Versöhnungen, sie braucht starke Gegensätze. Für solche seelische Grundstimmung ist das edle Maß das falsche Maß.

Nur wer in antiker Form befangen ist, kann behaupten, der Deutsche hätte keine Form. Der so oft gedruckte Satz: „Tiefstes Empfinden durch edle Form gebändigt“ ist ein aus solcher Befangenheit erwachsener Irrtum. Form ist nicht Bändigung, darf nicht Bändigung sein. Form soll Ausdruck selbst, das Gefäß für die Seele sein. Das ist deutsche

Auffassung. Der Klassizist ist gebändigt. In Nachahmung fremder Form gelangte er zu einer eisernen Erstarrung, die auch keine Spur jenes geheimnisvollen Lebens birgt, das noch hinter jeder antiken Plastik spürbar ist.

Antiker Geist war auch Dürer, Holbein, Shakespeare, Rubens bekannt, sie duckten sich aber nicht unter ein fremdes Formgesetz. Auch Goethe war noch stark genug, den sehr viel stärker aufgenommenen griechischen Geist sich zu assimilieren. Die Vermählung von Faust und Helena, von nordischem und antikem Geist brachte Euphorion hervor. Es war nur ein kurzes Aufblühen des gotischen Empfindens, die Seele ließ sich von Helena willig die Zügel der Konvention, der edlen Form anlegen. In einem faulen, liberalistisch historizistischen Realismus versackte der herrliche Ansturm der Romantik. Kaum jemals gelang die Synthese der beiden widersprechenden Geistesrichtungen. Kunstforderung und seelische Grundstimmung ergeben einen unversöhnlichen Zwiespalt. C. D. Friedrichs gotischer Tiefensehnsucht widerspricht oft genug die klassische Statik einer Raumkonstruktion. Marées, der in der Figuration durchaus dem antiken Vorbild treu bleibt, erhebt sich zu gotischen weitschwingenden Raumgedanken. Im Hubertusbild flingt und singt es von Fern zu Nah, es ist eine Einheit von Fläche und Tiefe erreicht, die durchaus dem klassischen Vorbild widerspricht. Der Schwung und der große Anseh von Cornelius, Schwind, Overbeck, Schnorr wird durch strenge Forderung gehemmt und niedergehalten, das ursprüngliche Empfinden wird verzerrt, der tieferdringende Blick schrickt zurück in der Erinnerung an eine unumgängliche Schönheitsforderung und klassisch abgerundete, versteinerte Allgemeingestalten, denen die verschobene Konzeption aus jeder Geste leuchtet, bewegen sich auf den Bildern. Der Widerspruch zwischen Grundstimmung und Kunstforderung macht aus Genelli fast eine tragikomische Gestalt. Es ist ein tragischer Kampf ausgetragen worden. Jeder wahrhaft Schöpferische wird von dem Vorbild, das der Geist der Zeit aufrichtet, beengt.

In Hölderlins philosophischen Schriften findet sich ein Entwurf: „Der Gesichtspunkt, aus dem wir das Altertum anzusehen haben“. Hierin heißt es: „Es scheint wirklich keine andere Wahl offen zu sein, als erdrückt zu werden von Angenommenem und Positivem, oder mit gewalttätiger Anmaßung sich gegen alles Erlernte, Gegebene, Positive als lebendige Kraft entgegenzusetzen. Das Schwerste dabei scheint, daß das Altertum ganz unserm ursprünglichen Triebe entgegenzusein scheint“ usw. Das Geständnis enthüllt die Tragödie Hölderlins, zugleich die des ganzen deutschen Geisteskampfes der letzten Jahrhunderte.

Zwischen dem Satyr und dem Heiligen (wie Simplizissimus) schwankt der Schaffende, der Suchende hin und her, er kann sich nicht entscheiden. Gespalten, teils wehmütig rührselig, mit wohlgezühmten, verdünnten Gefühlen, dann wieder expressiv ausbrechend in roher Formlosigkeit, teils edel verzichtend, moralisch übersäuert, oder satyrhaft lüstern schielend, so schwankt die Seele von Widerspruch zu Widerspruch, so entsteht der Kitsch, der süße sowohl wie der saure. Wir geraten in die Zeit der großen Verwirrung. Die Angst vor dem Kitsch, die Bemühung, ihm zu entfliehen, die Einsicht in die Unmöglichkeit einer Synthese der beiden sich widersprechenden Geistesrichtungen erbrachte uns die vielen Experimente: einen raumlosen, nur in der Fläche bleibenden Expressionismus, einen gegenstandslosen Kubismus — Widersprüche in sich — eine auf jede geistige Haltung verzichtende Sachlichkeit.

Es wird behauptet, heute herrsche einseitig die Romantik. Als romantisch bezeichnet man schon jede Art von Gefühlsäußerung. Man setzt Romantik gegen Sachlichkeit. Es gibt Leute, die schon jede Andeutung einer Ferne, die Gebirge, Mond, Wasserfall, ja schon Landschaft schlechtweg für Romantik erklären. Eine so unselige Verwirrung trübt den Blick, macht die Ueberlicht und die Beurteilung unmöglich. Wenngleich das Bild gegenwärtigen Kunstschaffens auch verwirrend sein mag, so ist es doch nicht so vielgestaltig, wie es manchem erscheint.

Es stehen sich heute drei Gruppen im Kampf gegenüber. Die Epigonen der Romantik, die das nationale Programm der Romantiker aufnehmend, sich heute ganz besonders empfohlen wähnen. Sie treten derjenigen Gruppe entgegen, die wieder zurückstoßen will zu dem Geist der Väter, dem Geist des weltanschauenden Rhythmus, der Tiefensehnsucht, der Vieltimmigkeit. Die dritte Gruppe sucht das Heil in fernen, fremden Welten, bei den Persern, den Indern, den Chinesen, den Negern, den Sowjets. Sie wendet aller Tradition den Rücken, sie wirft alle Werte nationaler Kunst auf den Kehrichthaufen, um von vorne, mit dem Gestrammel fremder Rassen zu beginnen. Die Zukunft kann nur bei der zweiten Gruppe liegen.

Am christlichen Legendenthema hat sich die deutsche Form entwickelt. Dieses Thema ist nicht für uns zurückzuerobern. Wir gelangen nicht zu unserm wahren, verschütteten Wesen, indem wir uns alte Gewänder anziehen. Nicht mit Gottesmüttern, mit bluttriefenden Schmerzensmännern, nicht mit Dürers formbezeichnender Linie, nicht mit Totentänzen oder mit Dürergräsern dürfen wir auf die Zukunft spekulieren. Nicht das Vorbild dürfen wir wechseln, nicht in Nachahmung darf der deutsche Geist versacken: er muß sich auf sich selbst besinnen, er muß zu sich selbst und zu seinem Eigenmaß zurückfinden.

Hugo Preller

Schwergewichtsverschiebungen innerhalb der Geschichtswissenschaft

I.

Die Geschichtswissenschaft hat in den letzten 100 Jahren einen Strukturwandel durchgemacht. Er muß zum allgemeinen Bewußtsein kommen.

Einer unserer besten Forscher und Universitätslehrer, Herrmann Ludwig Heeren, um 1820, benutzte als älteste ihm sichere Zahl in der Geschichte des Altertums Abraham um 2000. Er gibt zwar zu, daß die Geschichte Ägyptens schon vorher beginne, aber was er von ihr weiß, stammt aus dem Alten Testament und drei bis vier griechischen Schriftstellern. Acht Werke nennt er als moderne Literatur. Ebenso eng umgrenzt ist sein Quellenbestand für die assyrische Geschichte, für die er nur vier neuere Werke nennt. In der babylonischen Geschichte hat er „aus der ersten Periode nur bloße fragmentarische Nachrichten“, aber das gilt bis hinab zum Jahre 630. Heeren schreibt noch vor der Entstehung der Assyriologie und der Ägyptologie. Beide, in den vierziger Jahren begründet, also noch keine hundert Jahre alt, sind in Deutschland erst während der Bismarckzeit zu jenen Wissenschaften ausgewachsen, die das Gebiet der Alten Geschichte um Jahrtausende rückwärts erweitert haben, nun aber auch an den Fachvertreter ganz enorme Anforderungen stellen. Zu Heerens Zeit konnte der Althistoriker mit Latein, Griechisch, Hebräisch auskommen, der heutige braucht außerdem Ägyptisch, Assyrisch, Sumerisch, Persisch und muß zu den Problemen des Hethitischen und Etruskischen Stellung nehmen können. Dazu will eine umfangreiche Forschungs- und Darstellungsliteratur, die in den letzten 80 Jahren entstanden ist, beherrscht werden, an der auch, und vielfach in erster Linie, Engländer, Franzosen, Italiener, Holländer teilhaben.

Allein die Schwergewichtsverschiebung nach rückwärts ist damit nicht erschöpft. Die Zeit der großen Göttinger Historiker, zu denen Seeren gehört, liegt auch vor der Entstehung der Urgeschichte. Wir datieren sie seit der Aufstellung des Dreiperiodensystems um 1836; Schweizer Pfahlbauten und Neandertalschädel kommen in den 50er Jahren zu Tage; eine wissenschaftliche Literatur entwickelt sich in Deutschland erst seit der zweiten Hälfte der 60er Jahre. Noch zu Beginn unsres Jahrhunderts stritt man über den Charakter der Vorgeschichte als „Geschichte“, und der erste deutsche Lehrstuhl für Urgeschichte wurde vor zehn Jahren in Königsberg errichtet. Nicht nur der Zeit nach, sondern auch dem geographischen Raume nach erweiterte sich dadurch das Arbeitsgebiet des Historikers ins Grenzenlose. Die Zeiten, in denen sich die Alte Geschichte mit Griechen und Römern in der Hauptsache erschöpfte, sind vorbei; wenn diese zwei Völker des sogenannten Altertums trotzdem noch für den Althistoriker im Vordergrunde unsres Wissenschaftsbetriebes an den Universitäten stehen, so abgesehen von jenen Kräften, die man mit Lindner unter dem Sammelbegriff der Kontinuität fassen kann, aus Gründen besonderer Eignung zur methodischen Schulung.

Aber selbst auf dem Boden der engeren griechisch-römischen Geschichte hat sich eine Schwergewichtsverlagerung vollzogen, seitdem, durch Joh. Gust. Droysens Arbeiten veranlaßt (1833—1843), die Zeit nach Alexander dem Großen, weit entfernt, als Zeit des Verfalls gewertet zu werden, vielmehr in das Licht einer Zeit der Vollendung, der Reife, der Ernte gerückt ist und unter dem Namen des Hellenistischen Zeitalters zum gemeinsamen Arbeitsgebiet der Historiker im engeren Wortsinne, der Religionsgeschichtler und der Kirchenhistoriker sich ausgewachsen hat.

Folgenschwerer indessen als alle diese Wandlungen dürfte die seit 1919 durch § 231 des Versailler Vertrages veranlaßte Schwergewichtsverschiebung nach vorn sein. Sie hat übrigens schon Vorläufer in der Vorkriegszeit; genannt seien z. B. Egelhaafs „Geschichte der Neuesten Zeit seit dem Frankfurter Frieden“ (erstmalig 1908) und das damals nicht weniger verdienstvolle Buch des Grafen Reventlow über „Deutschlands auswärtige Politik seit 1888“. Die Jahrbücher der Mächte aus dem ersten Halbjahr des Weltkrieges, die Methode der Veröffentlichung von Akten, die nicht erst etwa 80 Jahre alt sein mußten, ehe sie an das Licht gebracht wurden, die Flut von Erinnerungen, Verteidigungs- und Anklageschriften der für den Krieg wie für den noch problematischeren Frieden verantwortlichen Staatsmänner und Heerführer aller Nationen sowie die auf solchem immer noch im Wachsen begriffenen erstklassigen Quellenmaterial aufbauende Literatur haben schon jetzt einen Umfang erreicht, daß ihre Beherrschung weiteste Entlastung der verantwortlichen Wissenschaftler von anderen Teilen der Geschichte fordert. Der Schauplatz hat sich von dem engen Westeuropa, das für den Historiker des Mittelalters in Frage kommt, auf die Welt erweitert, und, an den Grundsätzen der Sprachbeherrschung gemessen, die noch vor 50 Jahren selbst für den Neuhistoriker galten, würde heute außer sämtlichen sechs bis sieben westeuropäischen Hauptsprachen auch das Russische, Türkische, Arabische, Neupersische, Chinesische und Japanische als Voraussetzung in Betracht kommen. Zudem erweitert sich für den Neuhistoriker der Umfang der Hilfswissenschaften, und das gilt auch schon für die Zeit von etwa 1750 an, um zwei ganz große und weite Gebiete: Weltwirtschaft und Völkerrecht werden zu wichtigeren Voraussetzungen als die acht etwa von Wilh. Bauer in seiner vortrefflichen „Einführung in das Studium der Geschichte“ 1928 herkömmlicherweise genannten, die aus einem der Zeit nach weiter zurückliegenden Stoffgebiet stammen. Ja, die Richtung, in der der Neuhistoriker zu schulen wäre, zeigen zwei Sätze bei Bauer. „Ein Staatsmann hat vor dem Neuhistoriker die Kenntnis der lebenden Kräfte voraus, die in jedem Gemeinwesen zur Geltung kommen.“ Sollte man nicht vom „Kurz-Historiker“ fordern, daß er die Kenntnis der lebenden Kräfte, die in jedem Gemeinwesen zur Geltung kommen, mit dem Staatsmann gemein habe? Dazu aber fordert Bauer mit Recht „ent-

sprechende Kenntnisse aus dem Leben der Gegenwart", besonders solche „von technischen Fähigkeiten und Erfahrungen". Es ist also ein grundsätzlich ganz anderer Bildungsgang für den Reuhistoriker zu fordern, als wir ihn von einer an weiter zurückliegenden Stoffen vollzogenen Schulung her gewohnt sind.

II.

Wie verhält sich hierzu die Lehrverfassung an unseren 23 reichs- deutschen Universitäten? Um kurz zu sein: außer besonderen Althistorikern haben wir staatlich-amtliche Professuren für das Gesamtgebiet der „Geschichte"; es bestehen, und das ist die Regel, Professuren für „mittlere und neuere Geschichte", an einzelnen Universitäten gibt es auch die amtliche Lehrabgrenzung nur für „neuere Geschichte". Darunter wird in jedem Falle die ganze Zeit von 1500 bis zur Gegenwart verstanden. Besondere Lehrverpflichtungen für „neue" Geschichte, gleichviel ob man sie bei 1750, 1815 oder gar erst bei 1871 anfangen lassen will, bestehen trotz der enormen zeitlichen, räumlichen und sachlichen Gebietserweiterung, die die Geschichtswissenschaft etwa seit Beginn unsres Jahrhunderts erfahren hat, nicht.

Das wirkt sich nun in der Lehrtätigkeit an den Universitäten geradezu drastisch aus. Eine über die letzten 19 Semester erstreckte Untersuchung der Vorlesungen an den 23 Universitäten, von der leider die Seminare und Uebungen wegen der oft unbestimmten Form der Ankündigung nicht betroffen werden konnten, ergibt, daß an 20 Universitäten die Zahl der für Alte und Mittelalterliche Geschichte angekündigten Themen größer ist als die für die Zeit von 1500 ab; die auf diese Themen verwendete Wochenstundenzahl übersteigt für jene weiter zurückliegenden zwei Gebiete an 22 Universitäten diejenige für die uns näher liegende Zeit. Mehr noch. Es sind ganz seltene, meist mit Stellenbefehungsfragen zusammenhängende Ausnahmen, daß einmal an einer einzelnen Universität das Gebiet der Alten oder der Mittelalterlichen Geschichte in den Ankündigungen ausfällt. Sinegen schon die Zeit zwischen der Reformation und der französischen Revolution fällt im Sommersemester 1932 an acht Universitäten aus, soweit Vorlesungen in Frage kommen, und für diesen Zeitabschnitt sinkt die Zahl der hierfür in einem Semester keine Vorlesung bietenden Universitäten nie unter drei. Die Ausfallszahlen für die Epoche von 1789 bis 1870 erhöhen sich etwas. Wenn dann aber die mit der Kriegsschulblüge belastete Vorkriegszeit einschließlich des Krieges selbst in drei verschiedenen Semestern an 13, in weiteren fünf Semestern an zwölf Universitäten ganz ausfällt und die Ausfallsziffer für kein Semester unter acht sinkt, so kann dafür nicht etwa Weltfremdheit der Professoren verantwortlich gemacht werden, wie die Zahl und die Wahl der angekündigten Themen beweist, sondern die staatliche Lehrverpflichtung, die den Inhaber des Lehrstuhls zwingt, seine Zeit und Kraft in der Hauptsache viel weiter zurückliegenden Jahrhunderten zuzuwenden, so daß die uns praktisch am nächsten liegenden Angelegenheiten für den beamteten Lehrer nur so nebenbei in Frage kommen können. Es ist eben die amtliche Lehrverfassung, die dem 19. und 20. Jahrhundert noch immer nicht den Charakter einer eigenen Größe zubilligt, diese Zeiträume vielmehr als Anhängsel zu früheren Jahrhunderten behandelt.

Was die Nachkriegszeit betrifft, — die Ausfallszahl schwankt innerhalb der 19 Semester von Sommersemester 1924 bis Sommersemester 1933 zwischen 21 und 15 — so liegt nach meinen Erfahrungen die Hauptschwierigkeit einer wissenschaftlichen Bearbeitung, d. h. Erforschung wie Darstellung, nicht etwa in einem Mangel, sondern in einer Ueberfülle an Stoff, den kritisch zu sichten die erste und dringendste Aufgabe zu sein hätte. Welcher Historiker dürfte behaupten, die gesamte Quellenmasse und Literatur des In- und Auslandes zu beherrschen, die sich um den einzigen Punkt des Reparationsproblems entwickelt hat? Nun hat Bauer, der mit Recht immer wieder Gegenwarts-

vertrautheit für jeden Historiker fordert, erklärt, pädagogisch, d. h. zur formalen Schulung, sei „das Studium der Neuzeit am wenigsten ergiebig. Sie steht der Gegenwart zu nahe, als daß der Anfänger die nötige Unbefangenheit zur Scheidung des Wichtigen und Unwichtigen ausbrächte. Die leichte Art, noch unbekanntes Material an den Tag zu bringen, verführt zur Ueberschätzung der eigenen Leistung und zur Vernachlässigung der Gründlichkeit“. Das würde doch nur bedeuten, daß die Vorbereitung des Historikers für wissenschaftliche Arbeit innerhalb verschiedener Zeitgebiete verschieden zu sein hat und daß für den Neuhistoriker eine wesentlich andere Schulung durchzuführen wäre als für den, der sich vorzugsweise dem Mittelalter zuwenden will. Aber davon abgesehen, — formale Schulung des zukünftigen Wissenschaftlers ist doch nicht die einzige Aufgabe der Universität, wenn auch gewiß eine unerläßliche und wichtige.

Der nicht selten gegen die Pflege der jüngsten Geschichte ins Feld geführte Gedanke des mangelnden Abstandes hält nicht Stich. Wenn er Sinn haben soll, so kann er sich nur auf die Wertungen beziehen, die mit diesem oder jenem Ereignis, mit der einzelnen handelnden Person zu verbinden sind. Wenn aber eine Zeit zur wissenschaftlichen Behandlung erst dann reif sein soll, wenn sie außerhalb des Streites der Wertungen stünde, welche Epoche der Geschichte wäre dann überhaupt wissenschaftlicher Behandlung zugänglich? Vielmehr hat schon Lessing, worauf Egelhaaf hinweist, den Namen eines Geschichtsschreibers nur dem zuerkennen wollen, der die Geschichte seiner eigenen Zeit geschrieben hätte. Und es hat der Größe unserer großen Historiker um die Wende zum 19. Jahrhundert keinen Abbruch getan, daß Joh. Gottfried Eichhorn seine „Geschichte der letzten drei Jahrhunderte“ in der ersten 1803 erschienenen Auflage bis 1802 durchführte, daß Heeren sein „Handbuch der Geschichte des europäischen Staatensystems und seiner Kolonien“ zuerst 1809 bis 1804 schrieb, dann in der vierten Auflage von 1822 bis aufs Jahr 1821 fortsetzte, und daß Friedrich Saalfeld seine „Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Anfange der französischen Revolution“ im Jahre 1815 bis zum Jahre 1812 gedeihen ließ. Gleich die ersten Sätze seiner Vorrede sind für unsern Zusammenhang zu bezeichnend, als daß ich sie hier unterdrücken möchte. „Dem Verfasser ist keineswegs das Vorurteil unbekannt, welches unter einem großen Teile des Publikums gegen jede Geschichte der Zeit herrscht... Diese Behauptung aber, so allgemein aufgestellt, ist... grundfalsch und zeugt nur von der Beschränktheit und der Einseitigkeit derer, die sie aussprechen; kaum möchte es sich der Mühe verlohnen, dergleichen Abgeschmacktheit ernsthaft zu widerlegen. Schrieben denn nicht die großen Alten, die ewigen Muster der Geschichtsschreibung, schrieben Thucydides und Tacitus (er hätte hier auch Polybius nennen können) nicht die Geschichten ihrer Zeit?“

III.

Die in der Sache bereits außerordentlich fühlbar eingetretene Schwergewichtsverschiebung in der Geschichtswissenschaft nach vorn muß also notwendigerweise organisatorische Folgen haben. Wie vor nicht allzuviel Jahrzehnten die „Neuere“ Geschichte die Anerkennung ihrer Eigenexistenz gegenüber der „Mittleren“, mit der sie ehemals ein einziges Gebiet bildete, erlangt hat, so muß ihr gegenüber die Geschichte der Neuzeit, deren Abgrenzung erst eine Frage zweiter Ordnung ist, wiederum als Eigengebiet besonders beauftragte Pfleger erhalten. Für die wissenschaftliche Schulung zu diesem Studium müssen Wirtschaftswissenschaft und Völkerrecht unerläßlicher Bestandteil sein; an Gelegenheit zu Interpretation, zu Quellenkritik, zu einer allerdings modernen Numismatik, zu Genealogie und selbst zu chronologischen Untersuchungen fehlt es auf dem Gebiete der neuesten Geschichte wahrhaftig nicht.

Dagegen muß die für die beschränkteren Verhältnisse der mittelalterlichen Geschichte noch durchführbare Forderung der Beherrschung derjenigen Sprachen, in denen die

Geschichte des Volkes studiert werden kann, für die neueste Geschichte fallen. Sie ist auch in der Praxis für den Fachmann der neueren Geschichte nicht mehr durchgeführt worden; für die holländische, dänische, schwedische, osmanische Geschichte verläßt sich der Fachmann entweder auf deutsch, englisch oder französisch geschriebene Werke oder auf deutsche Uebersetzungen. So wird in normaler Arbeitsteilung der Neuhistoriker sich für Ostasien auf den Sinologen, für Südasien auf den Indologen stützen müssen; über die Notwendigkeit der Beherrschung des Russischen kann man anderer Meinung sein. Jedenfalls kann die Sprachenfrage nicht als Argument gegen die Möglichkeit einer wissenschaftlichen Behandlung der Geschichte der Neuzeit ins Feld geführt werden.

Alle Bedenken haben zurückzutreten vor der Anerkennung der Wichtigkeit und Notwendigkeit, daß die Universitäten vom Staate in den Stand gesetzt werden, der Nation eine wissenschaftlich begründete, enge Fühlung mit der Geschichte der Neuzeit zu vermitteln. Sollte die Geschichte der Neuzeit weniger wichtig sein als die mit mehreren eigenen Lehrstühlen ausgestattete Urgeschichte?

Paul Mombert

Die Länge der Generationsdauer

Eine indische Fabel erzählt: ein Schulmeister kaufte täglich sechs Brote. Da fragte ihn einmal ein Bekannter: „Sage mir, lieber Freund, was brauchst du denn immer sechs Brote?“ Der Schulmeister antwortete: „Eines für mich selbst, ein anderes werfe ich weg, aber es kommt wieder; zwei leihe ich her und mit den übrigen zweien bezahle ich meine Schulden.“ „Erkläre dich deutlicher“, sagte der andere, „ich verstehe dich nicht“. „Kun“, sagte der Schullehrer, „ein Brot esse ich, eines gebe ich meiner Schwiegermutter, zwei meinen Kindern, zwei meinen Eltern.“

In dieser einfachen Parabel ist die uns allen geläufige, gewissermaßen der Ordnung der Natur entsprechende Tatsache enthalten, daß im allgemeinen stets drei Generationen einer Familie zusammenleben, die eine, die im Heranwachsen und in der Ausbildung begriffen ist, die andere, die auf dem Höhepunkt ihres Schaffens und ihrer Leistungsfähigkeit steht, und die dritte, die sich bereits auf absteigender Linie befindet.

So sehr auch heute in den Grundlinien diese Generationenfolge dem wirklichen Ablauf entspricht, so haben sich doch in ihr, in den letzten Jahrzehnten vor allem, wesentliche Wandlungen mit weitreichenden gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Folgen vollzogen. Diese Wandlungen beruhen in erster Linie auf der beträchtlichen Zunahme, welche die sogenannte mittlere Lebenserwartung oder mittlere Lebensdauer der Menschen in allen Kulturstaaten in den letzten Jahrzehnten erfahren hat. In dem Zeitraum von 1871/81 bis 1924/26 stieg im Deutschen Reiche bei den Neugeborenen die mittlere Lebenserwartung beim männlichen Geschlecht um 22,39, beim weiblichen um 20,37 Jahre, für die Zwanzigjährigen stieg sie um 8,5 bzw. 7,9 Jahre. Während in dem Jahrzehnt 1871/80 nach den damaligen Sterblichkeitsverhältnissen ein vierzigjähriger Mann noch durchschnittlich 24,26 Jahre zu leben hatte, betrug diese mittlere Lebenserwartung in dem Zeitraum von 1924/26 30,5 Jahre, und für einen Fünfzigjährigen stieg sie in der gleichen Periode von 17,98 auf 21,89 Jahre. In dem letztgenannten Zeitraum hatte ein Mann

von 55 Jahren die Aussicht, länger zu leben als ein solcher von 50 Jahren in dem ersten Jahrzehnt nach der Reichsgründung.

Noch stärker tritt diese Zunahme der mittleren Lebensdauer in die Erscheinung, wenn man noch weiter zurückliegende Zeiten mit der Gegenwart vergleicht. Freilich wissen wir über die älteren Sterblichkeitsverhältnisse, namentlich im Mittelalter, nur sehr wenig, und es stehen zur Beurteilung ihrer Höhe dafür im wesentlichen nur die Angaben über die mittlere Lebensdauer in den deutschen Kaiser- und Fürstenhäusern im Mittelalter und zu Beginn der Neuzeit zur Verfügung. Ihre Sterblichkeit war zweifellos wesentlich günstiger als diejenige der übrigen Bevölkerung. Bei einem solchen Vergleich ergibt sich, daß seitdem die mittlere Lebensdauer noch in weit beträchtlicherem Umfange gestiegen ist als in den letzten beiden Menschenaltern. Mit dieser nicht unbeträchtlichen Verlängerung der Lebensdauer ergeben sich jedoch wirtschaftliche und gesellschaftliche Auswirkungen, die gerade in der jüngsten Gegenwart besonders spürbar sind.

In älteren Zeiten, in denen das Leben von kürzerer Dauer war, ergab sich dafür ein gewisser Ausgleich, daß Ausbildung und Berufstätigkeit wesentlich früher begonnen haben. Die großen Humanisten, Seiler und Reuchlin, kamen schon im fünfzehnten, Wimpfeling schon im vierzehnten Jahre zur Universität; Kant bezog sie mit sechzehn Jahren, Schelling schloß sein Universitätsstudium mit dem siebzehnten Jahre ab, und der Philosoph Krause konnte bereits im einundzwanzigsten Lebensjahre die Dozentenlaufbahn beginnen. Wenn wir damit die Verhältnisse in der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit vergleichen, so erhalten wir ein ganz anderes Bild. Die Berufstätigkeit beginnt in den meisten Berufen weit später als früher, was ganz besonders für die sogenannten gelehrten Berufe gilt, um dann aber auch entsprechend der Steigerung der mittleren Lebensdauer umso länger zu währen.

Es ist leicht einzusehen, daß die bei uns jetzt so viel länger währende Berufsausbildung und der so viel später einsetzende Beginn der Berufstätigkeit wirtschaftlich gar nicht möglich gewesen wären, wenn nicht die mittlere Lebensdauer so sehr zugenommen hätte. Ein bekannter Statistiker hat schon vor mehr als einem Menschenalter einmal gesagt, daß der gebildete Europäer seine ersten 25 Jahre nur damit zubringe, zu lernen, und daß ihm bei einer mittleren Lebensdauer von 40 Jahren nur 15 Jahre übrig blieben, um das Gelernte in dem Dienst der Menschheit zu verwerten. Seitdem diese Worte geschrieben wurden, ist die mittlere Lebensdauer eines Neugeborenen bei uns um 18 Jahre gestiegen. Es wurde schon eben darauf hingewiesen, daß ohne eine solche Zunahme der Lebensdauer eine derartige Verlängerung der Ausbildungszeit für den Menschen aus ökonomischen Gründen gar nicht möglich gewesen wäre. Sonst wäre auch die Zeit zu kurz, die einem Menschen zur Verfügung stände, das, was er gelernt hat und kann, auch im Interesse des Ganzen zu verwerten. Ungemein Vieles von dem, was uns die neuere Zeit in kultureller und wirtschaftlicher Hinsicht gebracht hat, hätte sich ohne diese starke Zunahme der mittleren Lebensdauer gar nicht durchführen lassen.

Kann man aus diesem Grunde die Verlängerung der Lebensdauer als etwas Günstiges ansehen, so gilt das Gleiche auch unter rein wirtschaftlichen Gesichtspunkten. Mit der Zunahme der aktiven Lebenszeit tritt für die Volkswirtschaft ein großer Gewinn an Arbeitskraft ein; wirtschaftlich wertvolle Leben werden verlängert, die ganze Arbeits- und Handlungsfähigkeit eines Volkes erfährt dadurch eine Zunahme.

Freilich kann eine solche Verlängerung der mittleren Lebensdauer auch ihre großen Nachteile haben. Das können wir gerade in der jüngsten Gegenwart feststellen. Je länger nämlich die mittlere Lebensdauer ist, je später damit die Menschen aus dem Leben und aus ihrer Berufstätigkeit scheiden, umso später kommt die heranwachsende Generation zur wirtschaftlichen Entfaltungsmöglichkeit. Im Erbübergang wird das Vermögen der Eltern später auf die Kinder übergehen, sie gelangen damit später zur wirt-

schastlichen Selbständigkeit. In den Beamtenberufen werden die vorhandenen Stellen für die nachwachsende Generation erst später frei, und das Gleiche gilt auch von vielen anderen Berufstätigkeiten.

Gerade in einer Zeit wie derjenigen der letzten Jahre, in denen als Folge der starken Geburtenjahrgänge der Vorkriegszeit die heranwachsende Generation so zahlreich ist, wie noch nie zuvor, mußte sich deshalb die Verlängerung der mittleren Lebensdauer recht ungünstig auf den Arbeitsmarkt auswirken.

Wenn auch an der großen Arbeitslosigkeit, unter der wir zu leiden haben, noch andere Ursachen und noch in stärkerem Maße beteiligt sind, so hat zu ihr unstreitig auch diese Verlängerung der mittleren Lebensdauer ebenfalls beigetragen. Obgleich dabei die besonders starken geistigen und seelischen Umstellungen und Gegensätze der Gegenwart nicht übersehen werden dürfen, so hängen diese Gegensätze innerhalb der Generationen doch auch damit zusammen, daß die heranwachsende Jugend heute so viel später als früher zur wirtschaftlichen Entfaltung und Selbstständigkeit gelangt.

In einer Zeit, in der — wie bei einer aufsteigenden Konjunktur — die Wirtschaft eines Landes imstande ist, den ganzen Nachwuchs, der ins erwerbsfähige Alter hineinwächst, so ziemlich restlos aufzunehmen, hat eine Verlängerung der mittleren Lebensdauer keine solchen ungünstigen Folgen. Diese Folgen werden auch an Bedeutung zurückgehen, wenn als Wirkung des Geburtenrückganges der Nachwuchs, der in das erwerbsfähige Alter hineinkommt, in einer Reihe von Jahren selbst geringer werden wird. Aber in der Gegenwart sind diese ungünstigen Wirkungen deutlich fühlbar.

Ueber diese wirtschaftlichen Wirkungen jedoch hinaus, die je nach der Lage der Konjunktur und je nach der Stärke des Nachwuchses mehr oder weniger günstig oder ungünstig sein können, hat das Problem der Zunahme der mittleren Lebensdauer noch eine allgemeinere Bedeutung in kultureller und gesellschaftlicher Hinsicht. Es handelt sich um die ganz allgemeine Frage, ob es unter diesen Gesichtspunkten erwünschter erscheint, daß die Generationen näher beisammen oder weiter auseinander liegen. Der französische Soziologe A. Comte hat darauf hingewiesen, daß die heranwachsende Generation mehr dem Neuen zuneige, während die ältere Generation mehr konservativ, dem Neuen gegenüber zurückhaltender sei, daß also von der Länge der Generation doch große allgemeine Einflüsse auf die ganze geistige und kulturelle Entwicklung in einem Lande ausgehen können.

Ein allgemeines Urteil darüber, ob unter solchen Gesichtspunkten eine kurze oder eine lange Generationsdauer günstiger zu beurteilen ist, läßt sich nicht fällen. Es hängt dies von den besonderen Verhältnissen des Landes ab, auf die eben schon kurz hingewiesen wurde.

Man darf auch nicht übersehen, daß diese Gegensätze von Jung und Alt im Wollen und Streben selbst dem geschichtlichen Wandel unterworfen sind. Der ältere Mensch von heute ist für das Neue auf allen Gebieten sicherlich viel empfänglicher als der jüngere Mensch in früheren Jahrhunderten. Eine wesentliche Rolle für die aufgeworfene Frage spielt dann auch die Tatsache, ob es sich um Zeiten der Ruhe und Beharrung für ein Volk oder um Zeiten starken Fortschrittes auf allen Gebieten handelt. Mit der Verlängerung der mittleren Lebensdauer hat gleichzeitig auch das Tempo unserer ganzen geistigen und gesellschaftlichen Entwicklung eine Beschleunigung erfahren. Je langsamer dieses Tempo ist, um so mehr sind der Antrieb und die Tatkraft der jüngeren Generation am Platze, während dann im umgekehrten Falle, wenn diese ganze Entwicklung stark vorantreibt, der mehr konservative, zur Ruhe gemahnende Zug der älteren Generation seine bestimmte Bedeutung haben mag. In dieser Weise kann man vielleicht versuchen, auf die oben aufgeworfene Frage eine Antwort zu geben.

Gustav Nachtigal in Tunis (Schluß)

Unveröffentlichte Briefe des Afrikaforschers

Die noch im letzten Brief aus Tunis vom 30. Juli 1864 von Nachtigal erhoffte Anstellung als Militärarzt der einen Expedition verwirklichte sich tatsächlich wenige Tage später. Am 7. August war er zum „Lager“, das „von verheerenden Krankheiten heimgesucht war“, aufgebrochen und hatte — wie er am 28. September aus Mdjez-el-Bab schrieb — „während eines Monats einen vortrefflichen Gesundheitszustand“ herbeigeführt. Im gleichen Brief: „Ich bedaure nur, daß die gänzlich wiederhergestellte Ordnung im Lande ein so schnelles Ende der Expedition herbeiführen wird; denn das beraubt mich sehr ansehnlicher Appointements. Ich habe 2000 Plaster per Monat, ca. 350 Th., also gerade so viel, als ich noch Jahre lang in Königl.-Preuß.-Militärdiensten per Jahr gehabt haben würde.“

Aber auch sonst ist er mit dieser Veränderung sehr einverstanden. Mit dem „Commandant en chef“, einem mit europäischem Wesen wohl vertrauten General Rustam, steht sich Nachtigal, der als Engländer „passirt“, sehr gut. „Ich habe überhaupt als Nicht-Franzose augenblicklich einen Stein im Brette. Letztere haben sich während der Revolution hier so verhaßt gemacht durch ihre Politik, daß ihre Nationalität keinen großen Vorteil für den Europäer hier bildet. Ich passire, da man von Deutschen nichts weiß oder doch nur wenig, für einen Engländer, was ich mir auch, wenn ich nicht direct gefragt bin, gefallen lasse, da diese Nation augenblicklich im Einfluß ist.“

Obwohl die Haupttätigkeit der Expedition im Eintreiben von Steuern bestand, empfand Nachtigal keine Langeweile. „Meine Pflichten als Arzt nehmen 6–7 Stunden täglich in Anspruch; den Rest occupiren die nützlichen Beschäftigungen des Essens, Trinkens und Schlafens. Mein Suchen nach Alterthümern, das mir viel Vergnügen und Instruction gewährt und Lectüre, mit der ich, wenn nicht reichlich, so doch notdürftig versehen bin“ — berichtete er am 30. Oktober.

Anfang November war man dem Flusse Medscherda (dem alten „Bagrados“) folgend nach El-Kef aufgebrochen, einer Bergfeste nahe der algerischen Grenze, dem römischen Sicca Venerea. Ganz begeistert schrieb er von dort am 29. November:

„Die vielbesuchten Ruinen von Karthago, Utika, Udina in der Nähe von Tunis, sind garnicht zu vergleichen mit den prächtigen Resten, welche man jeden Tag im Innern des Landes findet. Die Ruinen von Dugga (Thugga) sind z. B. splendid, grandios, kolossal. Auf der Höhe eines Bergplateaus liegend bedecken sie ungefähr eine halbe Quadratmeile und bieten uns Trümmer dar, welche in ihrer Conservirung uns in das Alterthum zurückversetzen und alles um uns hier vergessen zu machen wohl geeignet sind.“ Von El-Kef sollte die Expedition eigentlich in die Hauptstadt zurückkehren. Dem letzten Rebellenführer, Ali-Ben-Gohdahum, war es aber gelungen, „das Centrum und den Westen der Regentschaft bis El-Kef hinauf aufs Neue aufzuwiegeln“, so daß es doch noch zu kriegerischen Ereignissen kam. Nach vielem Kreuz- und Quermarschieren hatte man das Lager in Bords-el-Arribi aufgeschlagen, von wo Nachtigal am 26. Januar 1865 seinen ersten wirklichen Kriegsbericht senden konnte. Beim Abmarsch des Lagers von der Quelle Ain-Babusch am 13. Dezember hatte Ali-Ben-Gohdahum mit seiner ganzen Macht die schwächere Kolonne Rustans überfallen. Die mitgeführten 4 Kanonen taten aber ihre Wirkung: „wir waren unbestritten um 12 Uhr Herren des Terrains“...

„Sobald neue Provisionen angekommen waren, setzten wir unseren Marsch gegen Süden fort, dem Rebellenchef folgend. Von jetzt ab mußte ich eine fabelhafte Tätigkeit entwickeln. Eine schädliche Quelle hatte bössartige Sieber in Menge erzeugt und ich hatte für ungefähr 20 Schwerkranke (ungerechnet die minder bedenklichen Kranken) zu sorgen,

ihren Transport zu ermöglichen, sie gegen die stets zunehmende Kälte zu schützen, ihnen Suppe oder kleine Labungen zu verschaffen, sie zu trösten, ihnen Medicin zu bereiten usw. usw. Denkt Euch dies ohne alle Existenz auch nur der nothdürftigsten Erfordernisse zur Erfüllung der genannten Zwecke, ohne Wägen, ohne Decken, ohne für Kranke geeignete Nahrungsmittel, ohne Alles, und dabei täglichen Lagerwechsel. Dabei keine Stadt weit und breit, wohin die Armen hätten transportiert werden können, keine Seele, die sich ihrer angenommen hätte als ich: so sehr war Alles mit der wichtigeren Aussicht auf Kampf und Sieg beschäftigt, so wenig achtet man Menschenleben in diesem Lande. Ich weiß in der That nicht, was ohne mich aus ihnen geworden wäre; meine Verdienste sind, ohne Eitelkeit kann ich es sagen, in dieser Hinsicht anerkennenswerth. Von Allen starb nur Einer, was die Freudigkeit meiner Bemühungen nicht wenig erhöhte.

So kamen wir nach fast täglichem Weiterziehen am 7ten Januar an das Flüsschen Saïdra, den Ramen von den berühmten Ruinen von Saïdra empfangend, welche nahe der französischen Grenze liegen."

Noch einmal stellte sich dort der Gegner. „Bald entspann sich ein mörderischer Kampf, den man vom nächtlichen Hügel aus herrlich beobachten konnte. Heute gab es mehr zu thun; ich war den ganzen Vormittag mit Kugeln suchen und ausschneiden, mit Blutgefäßen unterbinden und Verbinden beschäftigt. Um gleich bei der Hand zu sein, näherte ich mich dem Kampfplatze etwas, zumal mein jüdischer Hülfssarzt sich weigerte, dieser Pflicht nachzukommen. Während dem kamen plötzlich ungefähr 1500 Reiter vom Lager Si Ali-Bey's vom Stamme der Djellas und Samema, welche den aufgestandenen Tribus nicht besonders freundlich gesinnt sind und fielen mit den Unsrigen gemeinsam über den Feind her. Um Mittag war die Sache beendet, der Feind in regelloser Flucht, die Todten und Verwundeten auf dem Schlachtfelde zurücklassend. Die Unsrigen und die Djellas, denen Ali Bey gesagt hatte, er wolle sie nicht wieder ansehen, wenn sie ohne den Kopf des Hochverräthers zurückkehrten, verfolgten ihn eilig. Um Mittag brachen wir unser Lager ab und verlegten dasselbe nach den Ruinen von Saïdra. Ich ritt mit dem General über das Schlachtfeld und war entsetzt über die zahlreichen Opfer, die der Kampf kostete. Unsere Pferde entsetzten sich alle 20 Schritt über eine Leiche ohne Kopf; über einen mit Blut bedeckten schwer Verwundeten, der sich aus Todesschmerzen krümmte oder über einen gleichen Kopf, dessen gläserne Augen noch umherzustarren schienen, ohne Rumpf. Ich ritt wie in einem bösen Traume einher und entsetzte mich in gleicher Weise über das entsehlliche Bild, als über die naive Freude der Sieger, die jauchzten, ihre Mitbürger ermordet und ihr einwohnerloses Vaterland so vieler Arme beraubt zu haben. Der Befund des Schlachtfeldes und die nachträglichen Berichte machten den Tod von über 500 Menschen wahrscheinlich. Ich hatte 14 Verwundete zu besorgen, von denen 8 in den ersten Tagen starben. Zwei Tage habe ich Nichts gegessen, sondern mich durch Tee mit Cognac und Kaffee aufrecht erhalten, so viel hatte ich zu thun, theils mit der ärztlichen Behandlung, theils in dem Bestreben, den Verwundeten Nahrung, Schuh gegen die Kälte (wir hatten Nachts bis zu 6 Kältegraden), Labjal und Transportmittel zu verschaffen. Um dies zu verstehen, muß man denken, daß auch Nichts, Garnichts der Art vorhanden ist, daß der Arzt gar keinen Beistand hat, sondern Alles selbst thun muß. Besonders die Djellas, die seit 48 Stunden ununterbrochen auf dem Pferde waren, ohne Nahrung für sich und die Thiere, schrien nach Nahrung, ohne daß ich sie ihnen anfangs verschaffen konnte. Ich ließ ihnen einige Mal Kaffee bereiten, bis Suppe für sie gekocht war, froh, denen, die gleich darauf ihren Geist aufgaben, noch diese Erquickung verschafft zu haben.

In unmittelbarer Nähe der algerischen Grenze hielten wir an. Nach 2 Tagen kehrten die verfolgenden Reiter zurück, der Insurgentenführer war über die Grenze gegangen nach Tebassa und hatte französischen Schutz nachgesucht..."

„So endigte die tunesische Revolution, welche fast ein Jahr lang den ohnehin schon mangelnden Wohlstand der Regentschaft gänzlichem Elend entgegenzuführen drohte. — Da diese Gegend reicher als der Osten, Süden und Norden ist, haben wir einige Millionen Kriegskontribution einzutreiben und erwarten deren Eingehen, um dann, unsere Geldlisten gefüllt, den Dank des geretteten Vaterlandes zu empfangen, nach Tunis zurückzukehren. Alsdann hoffe ich ebenfalls, mein bescheidenes Theil der gesammelten Lorbeeren zu erhaschen und demnächst einen Besuch in Europa machen zu können. —"

So schnell sollte sich Nachtigal's Wunsch noch nicht erfüllen. Aus Djebel-Selata schrieb er am 7. April 1865 etwas niedergeschlagen:

„Die ganze Colonne ist aufs Aeußerste gelangweilt, ermüdet und abgerissen. Alles ersehnt lebhaft die Rückkehr, deren Termin sich leider nicht bestimmen läßt. Es fehlt etwa noch eine halbe Million Pfaster, doch wenn man weiß, mit welcher Mühe es verknüpft ist, einem Beduinen einige Pfaster aus den Knochen zu reißen (wie man sich wohl ausdrückt), so wagt man nicht einen Termin als wahrscheinliches Ende anzugeben.“

Dieser letzte Brief aus der im Reichsarchiv liegenden Sammlung schließt wieder mit der Hoffnung recht baldigen Eintreffens in Tunis, um einen „reellen Nutzen“ aus der Dankbarkeit der Regentschaft ziehen zu können, der ihm endlich die finanzielle Unabhängigkeit sichern soll:

„Doch die Finanzwirtschaft in diesem Lande ist zu schlecht; die Regierung kann nicht lange so bleiben, ohne Conflict im Lande herbeizuführen und im Laufe der Jahre vielleicht doch französische Occupation im Gefolge zu haben. Für den Augenblick haben sie glücklicherweise Geld genug und ist also nichts zu besorgen. Meine Freunde Schmidt u. Comp., Bankiers des Gouvernements¹⁾, werden schon zeitig genug den passenden Moment zum Rückzug andeuten.“

Aus anderen Quellen²⁾ wissen wir, daß er noch bis zum 3. Juli sich gedulden mußte, ehe der — wie er schon im April gefürchtet hatte: „nur in glatten Worten“ bestehende — Dank ihm zuteil wurde. Der Bey verlieh ihm einen hohen Orden, Sidi Mustafa Khajnadar ernannte ihn zu seinem Hausarzt — ehrenhalber.

* * *

In „gräßlicher Nichtsthuerel“ verbrachte er nun seine Tage. „Die Sehnsucht nach germanischer Civilisation verzehrt mein afrikanisches Gemüth ... Der Rest meiner deutschen Natur sträubt sich mit dem erwachenden Frühling mehr denn je gegen diesen geistigen Tod“, klagte er seinem Freunde Dr. Berlin bereits im März 1867. Allerdings hatte er die Genugtuung, sein Ausharren dann doch belohnt zu sehen. Er wurde Hofarzt des Bey, konnte seine Privatpraxis von Monat zu Monat vergrößern und gewann nun auch in der Fremden-Kolonie eine führende Stellung.

Erst 1868 sah Nachtigal die Heimat wieder. Der drohende Staatsbankrott, der später Jahre hindurch die europäischen Kabinette beschäftigt hat — wegen des genannten deutschen Bankhauses Erlanger auch Bismarck — machte die Entsendung des Finanzministers nach Europa notwendig. Es lag nahe, ihm Nachtigal als Dolmetscher beizugeben. Kaum hatte er jedoch seinen Urlaub angetreten, da rief ihn die Nachricht vom Ausbruch des Hungertyphus wieder nach Tunis zurück.

Für alle freundlichen Ratschläge, sich nicht der Ansteckungsgefahr auszusetzen, in Deutschland zu bleiben, zumal er doch seit Jahren kein ordentliches Gehalt bezogen habe, hatte Nachtigal nur die Antwort: „Noch stehe ich in meiner Pflicht und es kann für mich nicht maßgebend sein, welchen Gefahren ich mich dabei aussetze“.

Als er nach der erfolgreichen Bekämpfung der Seuche endlich daran denken wollte, längeren Urlaub zur weiteren Ausbildung zu nehmen, warf diesmal er selbst alle Pläne um. Gerhard Rohlf's Bitte, nach Bornu zu gehen, nahm er bereitwilligst an. „Du weißt, es war immer eine Lieblingsidee von mir und bevor ich Afrika gänzlich verlasse, will ich noch einige seiner Central-Geheimnisse erlauschen“ — schrieb er an Dr. Berlin.

Kurz vor Weihnachten 1868 verließ Nachtigal Tunis, um die Vorbereitungen zur Reise zu treffen. Wenige Tage vor seinem 35. Geburtstag, am 18. Februar 1869, trat er von Tripolis aus die Reise ins Ungewisse an. Daß er sie mit solchem Erfolge durchführen konnte, verdankt Nachtigal letztlich sich selbst, seinem harten Daseinskampf in den ersten Jahren seines tunesischen Aufenthaltes.

¹⁾ Vertreter des Pariser bzw. Frankfurter Bankhauses Erlanger.

²⁾ Die schon genannte Aufschlagsammlung von Dorothea Berlin, „Erinnerungen an Gustav Nachtigal“ und „Deutsche Afrikareisende der Gegenwart“ von Fr. Ruhle, 1. Band, Gustav Nachtigal, Ashendorff'sche Buchhandlung, Münster i. W., 1892.

Vom Grenz- und Auslandsdeutschtum

Die Volksabstimmung im Saargebiet

I.

„Der Gegensatz zwischen der Auffassung der Regierungskommission und derjenigen der Saardeutschen ist offenbar der, daß die Regierung nach dem im Versailler Vertrag verankerten Statut die Meinung vertritt, die „unbeeinflusste Stimmabgabe“, die im Jahre 1935 gesichert werden soll, verbiete schon jetzt Kundgebungen des nationalen Willens der deutschen Bevölkerung, wogegen diese der Ueberzeugung ist, ein international anerkanntes Recht hierauf zu haben. Ich bin nicht dazu berufen, die Streitfrage zu entscheiden.

Vielleicht dürfte es aber angezeigt sein, daß der Völkerbund, der Treuhänder des Saargebietes und somit seine oberste Aufsichtsbehörde, angesichts der gefährlichen Zuspitzung der Verhältnisse in dem ihm anvertrauten Territorium, sich so rasch als möglich mit dieser Lage befaßt und für eine Abklärung sorgt, wie er das schon 1923 durch seine damalige Resolution getan hatte.“

Dies ist die Schlußfolgerung einer Broschüre, die vor wenigen Wochen erschienen ist. (Dr. jur. L. Malsch: Zum Verständnis für das Saargebiet und zur Verständigung. 68 Seiten. Preis 8,50 Fr. Solothurn 1933. Verlag Buchdruckerei Vogt-Schild.)

Sie will dem Verständnis für das Saargebiet und der Verständigung dienen. Ihr Verfasser ist Fürsprecher (Rechtsanwalt) Dr. jur. L. Malsch, Bern, Mitglied der Internationalen Refusionskommission für die Verteilung der Saar-Kontingente. Wie bestrebt und verwundert dieser Neutrale den neuesten Verfügungen und Maßnahmen der Regierungskommission gegenübersteht, erhellt aus dem Gegensatz, in dem seine oben mitgeteilte Schlußfolgerung zu dem Kerngedanken der Schrift steht. Als er sie verfaßte (sie ist im wesentlichen der unveränderte Abdruck eines im Spätherbst 1932 vor einem Berner Freundeskreis gehaltenen Vortrages), konnte er in den Mittelpunkt seiner Darlegung die Forderung stellen: Verzicht auf die Abstimmung! Ihr Ergebnis liegt heute schon fest, es wird ein unbedingtes und vorbehaltloses Bekenntnis zu Deutschland sein. Warum also abstimmen lassen über eine schon jetzt unbestreitbare Tatsache! Einzige Folge

der Abstimmung und des ihr vorhergehenden Kampfes könnte ja doch nur eine weitere Trübung des Verhältnisses zwischen Deutschland und Frankreich sein. Daher führe man das Saargebiet ohne Abstimmung zu Deutschland zurück, das müßte die Beziehungen der beiden großen Nachbavölker bereinigen und zur Befriedung Europas beitragen. Voraussetzung dafür wäre die Preisgabe von Prestige-Erwägungen auf beiden Seiten. Daß der frühere Versuch 1929/30, die Saarfrage ohne Abstimmung zu lösen, fehlgeschlagen ist, entmutigt den Verfasser nicht: „Wenn es richtig ist, daß wirtschaftliche Erwägungen im Jahre 1930 den Ausschlag dafür gegeben haben, daß eine Verständigung zwischen Deutschland und Frankreich nicht stattfinden konnte, so will mir scheinen, daß vor 1935 neue Versuche, zu einer Verständigung zu gelangen, gemacht werden könnten, da das politische Interesse an einer Verständigung jetzt sicher das bedeutendere ist.“

Aus dieser wichtigen Stimme eines Neutralen geht hervor, wie aktuell — hier zunächst im internationalen Sinne — die Abstimmung des Saarlokes über sein Schicksal ist. Zugleich drängt sich aus dem Tenor der Broschüre eine sehr wichtige Vorfrage in bezug auf die Abstimmung auf. Sie heißt: Ist die Rückgabe des Saargebietes schon vor 1935, d. h. also ohne Abstimmung möglich? Bevor auf diese Frage eingegangen wird, sei zunächst über die Abstimmung selbst das Grundsätzliche gesagt.

II.

Das Saargebiet, durch den Versailler Vertrag dem Völkerbund bis zum Jahre 1935 zu treuen Händen übertragen, der seinerseits wieder die Regierung durch einen von ihm ernannten Fünf-Männer-Ausschuß, die Regierungskommission, wahrnehmen läßt, empfängt bis 1935 für sein staatliches Leben die Rechtsgrundlage im Vertrag von Versailles vom 28. Juni 1919. Die Bestimmungen über das Saarbecken befinden sich in Teil III Abschnitt 4 in den Artikeln 45 bis 50, die ergänzt werden durch das sogenannte Saarstatut, d. i. eine Anlage von drei Kapiteln. Dieses Saarstatut bildet nach Artikel 50 einen untrennbaren Bestandteil des Vertrages.

Nach Art. 45, 46 des Versailler Vertrages (ergänzt durch Kapitel I des Saarstatuts) hat Deutschland an Frankreich sämtliche Kohlengruben des Saarbeckens übertragen einschließ-

lich aller dazugehörigen Anlagen, Einrichtungen und Gerätschaften. Der französische Staat erwarb daran mit dem Inkrafttreten des Versailler Vertrages (am 10. Januar 1920) ohne Rücksicht auf den bisherigen Eigentümer das volle, unbeschränkte, schulden- und lastenfreie Eigentum sowie das ausschließliche Ausbeutungsrecht (§ 1 des Saarstatuts). Sache Deutschlands ist es, die Eigentümer oder sonstigen Beteiligten zu entschädigen (§ 5 Abs. 3).

Die Besonderheiten der staatsrechtlichen Stellung des Saargebiets haben ihren Grund in der Abtretung der Saarkohlengruben an Frankreich:

„Als Ersatz für die Zerstörung der Kohlengruben in Nordfrankreich und als Anzahlung auf die von Deutschland geschuldete völlige Wiedergutmachung der Kriegsschäden tritt Deutschland das volle und unbeschränkte, völlig schulden- und lastenfreie Eigentum an den Kohlengruben im Saargebiet, wie es in Art. 48 begrenzt ist, mit dem ausschließlichen Ausbeutungsrecht an Frankreich ab (Art. 45).“

Damit Frankreich in dieser Ausbeutung in keiner Weise gehindert ist, wird bis zur endgültigen Regelung in 15 Jahren das Saargebiet unter die Herrschaft des Völkerbundes gestellt.

„Deutschland verzichtet zugunsten des Völkerbundes, der insoweit als Treuhänder gilt, auf die Regierung des oben bezeichneten Gebietes.

Nach Ablauf einer Frist von 15 Jahren nach Inkrafttreten des gegenwärtigen Vertrages wird die Bevölkerung zu einer Äußerung darüber berufen, unter welcher Souveränität sie zu treten wünscht (Art. 49).“

III.

Es ergibt sich zunächst die Frage, ob es möglich sei, ohne Verletzung des Versailler Vertrages das Saargebiet schon vor 1935 an Deutschland zurückzugeben. Frankreich erklärt: Nein. Es stützt sich darauf, daß § 38 der Anlage zum Abschnitt IV des Friedensvertrages nur über wirtschaftliche Fragen (Rücklauf der Minen) frühere Vereinbarungen zwischen Deutschland und Frankreich, nicht dagegen eine Vorverlegung des Termins für die Volksabstimmung vorsieht. „Selbst wenn wir es wollten, hätten wir nicht das Recht, über die Saarbevölkerung zu verfügen. Selbst wenn wir es wollten, könnten wir nicht einer Bevölkerung die Rechte entziehen, die ein von einer

großen Anzahl Nationen unterzeichneter Vertrag ihnen übertragen hat“, hat der Außenminister Briand im November 1929 in der französischen Kammer erklärt.

Der Völkerrechtler Dr. Böhmert (Kiel) erwidert diese Frage positiv: Briands Ansicht hält jedoch einer näheren Prüfung nicht stand. Das Saargebiet kann schon heute Deutschland zurückgegeben werden, wenn Frankreich die Rückgabe will. Es gibt keinen Rechtsjah des Völkerrechts, der dagegen spricht. Zunächst ist es gleichgültig, daß der Versailler Vertrag einen früheren Termin nur für Vereinbarungen über wirtschaftliche Fragen zuläßt. Wenn in einem Vertrag einzelnen Vertragsteilen gewisse Rechte eingeräumt sind, so können sie, falls nicht etwas anderes ausdrücklich vereinbart ist, frei darüber verfügen.

Das gilt für das Völkerrecht genau so wie für das bürgerliche Recht. Ebenso wie Belgien das ihm abgetretene Lupa und Malmedy an Deutschland wieder zurückgeben kann, ohne daß die übrigen Vertragsparteien des Versailler Friedens zustimmen müssen; ebenso gut können die drei Anwartschaftsberechtigten auf das Saargebiet — Deutschland, Frankreich und der Völkerbund — auf das ihnen eingeräumte Anwartschaftsrecht verzichten, ohne daß eine Abänderung des Friedensvertrages notwendig ist, denn dieser verbietet nicht die friedliche Veränderung des in ihm festgelegten Besitzstandes durch Sonderabkommen der Beteiligten. Es steht also nichts im Wege, daß das Saargebiet auf Grund eines deutsch-französischen Vertrags, der vom Völkerbundsrat genehmigt wird, an Deutschland schon jetzt zurückübertragen wird.

Allerdings würde dieses Abkommen erst nach seiner Genehmigung durch die Saarbevölkerung wirksam werden. Denn daran kann nach der Entwicklung des Völkerrechts kein Zweifel sein, daß, wenn in einem Staatenvertrag das Schicksal eines Gebietes von einer Volksabstimmung abhängig gemacht wird, dieser Bevölkerung dadurch nach Artikel eines Vertrages zugunsten Dritter ein Recht auf Volksabstimmung eingeräumt wird. Wenn also das Saargebiet vor 1935 an Deutschland zurückgegeben werden soll, so ist der vorherige Verzicht der Saarbevölkerung auf das ihr vertragsmäßig für 1935 zugesicherte Recht auf Selbstbestimmung erforderlich.

Einen solchen Verzicht könnte die von Briand als Subjekt vertragsmäßiger Rechte, d. h. als „Völkerrechtssubjekt“ anerkannte Bevölkerung durch eine Abstimmung erklären, die sofort nach Abschluß des deutsch-französischen Vertrages

stattfinden könnte und müßte. Die dem Wahlberechtigten vorzulegende Frage würde zu lauten haben: „Sind Sie dafür, daß die im Versailler Vertrag für 1935 festgesetzte Volksabstimmung nicht stattfindet und das Saargebiet sofort an Deutschland zurückfällt?“

Zudem haben ja auch die Pariser Saarverhandlungen der Jahre 1929/30 diese Frage in präzi bejahend beantwortet. Sie hätten ja gar keinen Zweck gehabt, wenn nicht die Absicht der politischen Rückgliederung vor 1935 ihre Grundlage gewesen wäre.

IV.

Da nun der Abstimmungstermin immer näher heranrückt und bis dahin mit neuen Verhandlungen wegen der Saarfrage zwischen Deutschland und Frankreich nicht mehr zu rechnen ist, erwächst für alle Saardeutschen die Pflicht, sich über die Abstimmungsberechtigung näher zu unterrichten.

Da der Versailler Vertrag am 11. Januar 1920 in Kraft getreten ist, läuft also mit dem 10. Januar 1935 die 15jährige Frist, während der Deutschland auf die Regierung des Saargebietes verzichtet, ab. Bis zu diesem Tage muß im Saargebiet eine allgemeine Volksabstimmung stattfinden. Es ist eine dreifache Abstimmung (Willensäußerung) vorgesehen. Dabei soll die gemeinde- oder bezirkswise Abstimmung über folgende drei Fragen stattfinden:

- a) Beibehaltung der durch den Friedensvertrag geschlossenen Rechtsordnung, d. h. dauernde Abtrennung des Gebietes vom Deutschen Reich unter Beibehaltung der vom Völkerbund eingesetzten Regierungskommission.
- b) Vereinigung mit Frankreich.
- c) Vereinigung mit Deutschland.

Der Völkerbund entscheidet gemäß dem durch die Volksabstimmung ausgedrückten Wunsche darüber, unter welche Souveränität das Gebiet tritt. Dabei kann entsprechend der Abstimmung in den einzelnen Teilen des Gebietes auch eine Trennung nach den oben unter a) bis c) geregelten Möglichkeiten erfolgen, d. h., es können Gebietsteile beispielsweise unter die Regierung Deutschlands oder Frankreichs gestellt werden.

Die endgültige Entscheidung über die Regelung nach der Abstimmung hat der Völkerbund. Die Saarabstimmung ist auch schon deswegen von größter Bedeutung, weil sie die letzte Abstimmung ist, die auf Grund des Versailler Diktates über das Schicksal deutschen Landes vorgenommen wird.

Abstimmungsberechtigt sind alle Personen beiderlei Geschlechts, die

1. am Tage der Unterzeichnung des Versailler Diktates, am 28. Juni 1919, im Saargebiet gewohnt haben und
2. am Tage der Abstimmung (im Jahre 1935) über 20 Jahre alt sind. Also entscheidend ist neben dem Alter demnach nur, daß man am 28. Juni 1919 im Saargebiet wohnte.

Ob man hier geboren ist, ob man die Eigenschaft als „Saareinwohner“ besitzt („Saareinwohner“ ist gemäß Abschnitt 1 und 2 der Saarstatutsanlage derjenige, der dort wohnt, also auch der Ausländer) ist von keinerlei Bedeutung. Nicht ganz so klar liegt die Frage, wer nun am 28. Juni 1919 im Saargebiet dem Buchstaben nach „wohnte“, also hier seinen Wohnsitz hatte. Wer an diesem Tage in einem Ort des Saargebiets polizeilich angemeldet war, hat natürlich dadurch ohne weiteres den Beweis, daß er am Stichtag hier seinen Wohnsitz hatte. Wie aber steht es mit Militär, von den Befahungsbehörden seinerzeit ausgewiesenen u. ä.?

Auf diese sehr wichtigen Fragen gibt eine Rechtsstudie Auskunft, die gerade jetzt zur rechten Zeit erscheint: „Die Volksabstimmung im Saargebiet“ von Dr. Curt Groten, Gerichtsassessor in St. Wendel/Saar (Verlag Hauffen-Saarlouis). In der Broschüre werden alle Probleme der Abstimmung knapp und eindeutig behandelt und die vielen Zweifelsfragen klar beantwortet.

V.

Daß die Abstimmung endlich auch mancherlei Gefahren in sich birgt (trotz der unwandelbaren Treue von 99,6 Prozent des Saarvolkes), ist bis jetzt leider zu selten und nicht eindringlich genug dargelegt worden. Daher mag auch hierüber kurz das Wesentliche angedeutet sein.

Der Versailler Vertrag sieht ausdrücklich die Möglichkeit einer Teilung des Saargebietes vor. Um nun 1935 ein möglichst günstiges Abstimmungsergebnis zugunsten Frankreichs zu schaffen, sind eine Reihe von gewissen Erleichterungen für die Einbürgerung von Saareinwohnern in den französischen Staatsverband geschaffen worden. Der § 27 des Saarstatuts bestimmt, daß niemand gehindert ist, eine andere Staatsangehörigkeit zu erwerben. Obgleich ein Ausländer nach vollendetem 18. Lebensjahre die französische Staatsangehörigkeit erwerben kann und zwar unter der Voraussetzung, daß er ununterbrochen in Frankreich gelebt hat, so ist zu beachten, daß der Aufent-

halt in einem mit Frankreich in Zollunion stehenden Lande dem ständigen Aufenthalt in Frankreich gleichgestellt ist. Das Saargebiet ist aber bekanntlich in Zollunion mit Frankreich, so daß die deutschen Saareinwohner auf Antrag die französische Staatsangehörigkeit erwerben können. Es liegt also hier die Gefahr vor, daß Personen, sei es aus persönlichen Gründen, sei es unter dem Druck der französischen Bergwerksverwaltung von diesem Recht Gebrauch machen können und damit die Abstimmung wenigstens gemeindeweise ungünstig beeinflussen können. Das ist von besonderer Bedeutung für die Grenzgrubengemeinden des Warndt. Bekanntlich ist ja das Grenzgruben-

gelände des Warndt das beste Saarkohlen-gelände, so daß also von deutscher Seite alles versucht werden muß, gerade auch in diesen Bezirken die Abstimmung hundertprozentig für Deutschland zu erzielen. Deshalb tut eine verschärfte Saarpropaganda in Deutschland in dem letzten Jahre vor der Abstimmung dringend not. Es gilt, zu erkennen, welche Gefahr im Spiele ist, weil Frankreich „danach strebt, über die Bestimmungen des Versailler Vertrages hinaus das Saargebiet in eine solche wirtschaftliche Verstrickung mit Frankreich zu bringen, daß im Jahre 1935 doch diese wirtschaftliche Verstrickung in eine politische umgewandelt würde.“ (Schücking). Johannes Dierkes

Literarische Rundschau

Weihnachtsfreude und innere Einkehr

Von den bekannten und bewährten treuen Jahresbegleitern liegen jetzt für 1934 schon vor: „Blodigs Alpenkalender“, bildmäßig wohl am schönsten ausgestattet, von dem bekannten Alpinisten Karl Blodig herausgegeben (München, Paul Müller, Mark 2,90), der dieses Jahr wiederum mit einer Auswahl der prachtvollsten, großartigen und stillen Aufnahmen aus der Bergwelt aufwartet. Die farbigen Kunstbeilagen sind ganz besonders schön ausgeführt. So eine Zusammenstellung kann eben nur jemand machen, der ein rechter Alpinist und von tiefster Liebe zur Bergwelt erfüllt ist. — Auch das Deutsche Ausland-Institut bringt seinen „Kalender des Auslandsdeutstums“, eingeleitet von dem Bekenntnis Adolf Hitlers zum Auslandsdeutstum in seiner Reichstagsrede vom 17. Mai 1933 und des Vizekanzlers v. Papen in der Stuttgarter Rede vom 4. März 1933. Das Leitwort, unter dem auch der diesjährige Kalender steht, will die deutsche Kulturleistung von Jahrhunderten zeigen, die Verbreitung des Deutstums in der Welt, die Einheit der deutschen Geistesgemeinschaft und auch die wirtschaftliche Verbundenheit von Reich und Auslandsdeutstum. Die Auswahl ist im richtigen Geiste getroffen, denn ohne viele Worte drücken manche Bilder die deutsche Schicksals-

gemeinschaft so überzeugend aus, daß sie mehr wirken werden als lange Aufsätze. (Stuttgart, Ausland und Heimat, 2,— Mark). — „Meyers Historisch-Geographischer Kalender 1934“ (Leipzig, Bibliographisches Institut, 2,80 Mark), der sich als einziger durch die Bebilderung jedes einzelnen Tages auszeichnet, steht auf alter Höhe und wird jedem willkommen sein. Das eigenartige Titelblatt stellt ein Kalenderzeichen aus der Dresdner Mapaschandschrift dar. Die sachlichen Daten, Sprüche und Bilder sind so ausgewählt, daß sie jedem geistig Interessierten neues Wissen vermitteln und altes auffrischen. — Der bekannte Kalender-Verlag Wilhelm Limpert (Dresden) bringt eine Fülle von gut illustrierten Kalendern heraus zum Preise von 2,— Mark. Sehr hübsch wiederum der „Deutsche Kinder-Kalender“ mit entzückenden, lebenswarmen und unmittelbar aus dem Leben genommenen, nicht gestellten Kinderbildern. Gut ist auch „Limperts Wanderkalender 1934“, der in sehr gut gewählten Bildern und Textbeiträgen den tieferen Sinn des Wanderns der Jugend und dem Alter klar zu machen versteht. — Sehr zu empfehlen ist auch der Kalender „Das schöne Deutschland 1934“, der „Deutsche Tier- und Vogel-Bildkalender 1934“, der an der lobenswerten Aufgabe der Vertiefung der Liebe zu den Tieren und ihres wirksameren Schutzes mitwirken will, der „Deutsche

"Luftfahrt-Kalender 1934" mit dem Titelbilde Hermann Görings, und, damit auch der Humor zu seinem Recht kommt, "Das lachende Jahr 1934", der erstmalig erscheint und dem wahren Grohsinn im Tanz der Stunden seinen Platz anweisen möchte.

★

Auch der Eiserner Hammer (Königstein, Taunus) kommt wiederum mit zwei schönen Jahressgaben zum billigen Preise von Mark 1,20: 47 Naturaufnahmen "Die Lüneburger Heide" von Wilhelm Carl Marsdorf mit einer erdgeschichtlichen Einleitung und "Drei Kaiserdome. Mainz, Worms, Speyer". 45 Bilder von Paul Wolff mit ganz ausgezeichnetem Text von Wilhelm Pinder.

★

Auch die ersten Kinderbücher sind erschienen. Der Verlag K. Thienemann (Stuttgart) legt in seinen illustrierten 2-Mark-Büchern wieder gute Jugendliteratur vor. Werner Chomston "Soldat in den Wolken" gibt mit 40 Photos und Zeichnungen ein lebenswarmes Bild von den Heldentaten unserer Flieger, des Beobachters "Fritz" und seines "Emil", des Fliegers, im Kriege. Das Buch ist wohl geeignet, die Achtung vor den Mannesleistungen bei der Jugend zu wecken und zu gleicher Zeit sie anzuspornen, selber Herren der Luft zu werden. — Frisch und packend ist die Geschichte von Walther Georg Hartmann "Wer ist Herr Philipp?", in der Großstadtjungen auf einer einsamen Sägemühle Wunder erleben und ihnen die Natur erschlossen wird. — Eine Geschichte für Mädel ist das Buch von Elsefriede Brandt "Ziäzä ins Blaue", die abenteuerliche Fahrt von Berliner Mädeln nach Lübeck und in die Ferne, mit hübschen Bildern von Marie Luise Scherer schildernd. — Und endlich ist zu besonderer Freude "Zwiefelfchen" wieder da, dessen erste Abenteuer, von Werner Bergengruen so wundervoll und richtig für die kindliche Psyche dargestellt, wir hier schon mit Begeisterung anzeigten. "Zwiefelfchen" macht jetzt seine "große Reise", die mit Bildern von Fritz Kredel illustriert wird. Jeder Junge, der die ersten "Zwiefelfchen"-Bücher in der Hand hatte, wird freundlicher Empfänger auch des neuen sein.

★

Uebrigens hat Werner Bergengruen auch den Erwachsenen ein prächtiges Geschenk gemacht, das er in echt Bergengruenscher Art

"Des Knaben Plunderhorn" genannt hat (Berlin, Otto Schlegel, Vorhut-Verlag, 4,50 Mark). Hier ist ein Extrakt alles dessen, was wir an Bergengruen lieben. Das Buch ist launig, ohne Pose und Geziertheit, es ist der wahre Humor des Herzens, nach außen gefehrt, und bringt mit lächelnder Ueberlegenheit eine überwältigende Uebersicht über das Panoptikum komischer Menschen, die der Verfasser wie bunte Schmetterlinge aufgespießt hat.

★

In der guten Sammlung "Die kleine Bücherei" (München, Langen-Müller) sind wiederum sechs Bände erschienen, die sich selbst empfehlen. Da ist Rudolf Fuch mit seiner Erzählung "Die Sichtenauer", Heinrich Zillich "Der Urlaub", Böries v. Münchhausen mit "Idyllen", Eduard Reinacher "Herr Wilhelm und sein Freund", ein Elßässer Totentanz, der verstorbene Henry v. Geiseler mit "Mawas Ende", auf Grund eines Dokumentes die furchtbaren Erlebnisse und das traurige Ende eines russischen Offiziers im Kerker der GPU. schildernd, und Stijn Streuvels mit "Lechte Nacht".

★

Von den Almanachen liegen vor "Der Insel-Almanach auf das Jahr 1934" mit sehr feinen und schönen Beiträgen und dem gewohnten Kalendarium und der "Deutsche Almanach für das Jahr 1934" des Verlages Reclam, der Arbeiten volksdeutscher Dichter bringt, wie Beumelburg, Blund, Ruth Schaumann, Waggerl, Münchhausen, Schauwecker und andere.

★

Ein tapferes Buch ist der Roman von Josef Maria Frank "Keine Angst vor morgen" (Berlin, Universitas), in dem das harte Streben und das Gelingen des Ringens zweier junger Menschen, aus der Arbeitslosigkeit in wirkliche Gemeinsamkeit herauszukommen, mit erwünschter Vertiefung und Humor geschildert wird.

★

Wilhelm Buschs "Humoristischer Hauschat" ist ein Volksbuch im allerbesten Sinne geworden, in ihm findet sich Jung und Alt heute noch im Lachen vereint, und wenige sind es, denen seine Art verschlossen blieb. So begrüßen wir es besonders, daß jetzt das neue "Wilhelm-Busch-Album" als eine notwendige Ergänzung zu einem so niedrigen

Preise erschienen ist, daß es auch Hausjahg werden kann. Das glänzend ausgestattete Buch mit 428 Seiten in großem Quartformat, mit rund 1500 Bildern, in der gleichen Stärke wie sein „Humoristischer Hausjahg“ kostet nur 9,50 Mark (Leipzig, Gustav-Weise-Verlag). Hier findet sich alles das, sorgsam gesammelt und verständnisvoll aneinandergereiht, was auf losen Bilderbogen an so vielen verstreuten Orten schon erschienen ist, in vier Büchern vereint. Im ersten Buch „Der heilige Antonius von Padua“, der wunderbare „Hans Hudebein“, „Das Pusterohr“ und „Schnurrbiburr oder die Bienen“ neben anderen, im zweiten Buch „Schnafen und Schnurren“ wie das „Naturgeschichtliche Alphabet“, „Das Rabenneß“, „Die bösen Buben von Korinth“, „Der Schnuller“, „Die Fliege“, „Vetter Franz auf dem Esel“ und andere Perlen, die man höchst erfreut im Buche wiederfindet, nachdem der erste Anblick sich als Erinnerungsbild für immer festgesetzt hatte. Ferner die „Bilderbogen“ und im Abschnitt „Kunterbunt“ eine ganze Reihe von zum Teil verschwundenen Werken, die an Kraft und Frische den besten Bucharbeiten gleichstehen. Im dritten Buch endlich sind die Gedichte „Schein und Sein“ und der so nachdenkliche Band „Hernach“ aufgenommen. Der Freund Buchs wird es begrüßen, daß in einem vierten Buche seine Erben Hermann, Adolf und Otto Kildeke „Elteteres und Ernstes aus seiner Lebenswerkstatt“ beigetragen haben: von den Kinderjahren an über die Studienjahre bis zur Einsiedelei in Wiedenjahl. Den Abschluß bildet eine Studie über Lebensanschauung und Charakter Wilhelm Buchs von Hermann Kildeke und der letzte Abschnitt, als es zum Ende ging, ist „Rechts-hausen“, wo sich sein Grab befindet. Der Umschlag bringt in Vierfarbendruck Buchs Selbstporträt und auf der Rückseite sein Geburtshaus, gemalt von Hans Jähnel. Daß Buchs so sehr viel mehr war als ein landläufiger Humorist, das wissen alle, denen er durch Lachen das Herz und die Seele einmal gelöst hat, und wer's noch nicht weiß, mag es aus dieser prächtigen Gabe lernen!

★

Will Vespers Zutten-Roman „Die Wanderung des Herrn Ulrich von Zutten“ aus dem Jahre 1920, der erstmalig 1921 erschien, liegt nun in neuer Auflage vor (Gütersloh, C. Bertelsmann). Vesper wählte bekanntlich die Tagebuchform für diesen Roman, und trotz dieser dichterischen Erschwerung gelang es ihm in bekannter Meisterschaft,

das Bild dieses glühenden Geistes und großen Deutschen ohne gefällige historische Täuschung einprägendst festzustellen: sein Wollen, sein Ringen, sein Können, sein Niederbruch und Wiederaufstieg, die Unsterblichkeit, die Geseh seines Wesens war, weil ihm die letzte Erfüllung und Bestätigung versagt blieb, alles das eint sich zu einem Bild, in dem kein Zug des wahren Zutten mehr fehlt.

★

Lulu v. Strauß und Torney hat zu ihrem 60. Geburtstage dem deutschen Volk eine starke Gabe beschert in ihrem Bauernroman „Judas“ (Jena, Eugen Diederichs). Er spielt in Niederdeutschland in der Zeit der französischsten Revolution und gibt die Zudungen wieder, die damals durch das deutsche Bauerntum liefen. Der Judas ist ein zweiter Bauernsohn, der, um den Hof zu retten, aus schicksalhafter Bodenverbundenheit heraus die Beseitigung seines untüchtigen Bruders nicht scheut und den Haß aller anderen Bauern auf sich nimmt, um einsam in verbissener Fähigkeit dem Boden zu dienen. Trotz des traurigen Ausgangs bleibt dies Buch ein hohes Lied der siegreichen Liebe zur Scholle. Lulu v. Strauß und Torney versteht mit männlicher Kraft, ohne jede Verzierung und Verzeichnung, den niederdeutschen Bauern so in seine Landschaft zu stellen mit all seiner Schwere, Dumpsheit und Verhalteneheit, aber auch in seiner prallen Lebenskraft und Lust, daß das Ganze ein Gemälde reifer Künstlerkraft in dunklen Tönen ist.

Ein erfrischendes und erfreuliches Buch ist die Sammlung von Joseph Papešchs heiteren Gliegergeschichten „Mein Freund, der Flieger Falkenbach“ (Graz, Das Bergland-Buch). Papešch schildert in der männlichen Sprache, die besonders die Angehörigen der Luftwaffe in allen Ländern auszeichnet, die Front- und Ruherlebnisse einer Gliegerstaffel, deren Führer und auch nach dem Zusammenbruch innerer Mittelpunkt sein Falkenbach ist. Das liest sich sehr gut, ist anspruchslos und gibt eine — was uns heute besonders wesentlich ist — volle Bestätigung der großdeutschen Gemeinsamkeit: denn so wie im Reich „Emil“ und „Franz“, Flieger und Beobachter, zusammenlebten in Mannesfreundschaft und aufgelegt zu jedem Schabernack gegeneinander, feinerer und derberer Art, so war's in Oesterreich nicht anders. Das Buch ist auch ein Stück von uns.

„Wasserminna“ nennt Paula Busch, die berühmte Leiterin des weltbekannten Zirkus und Artistin von hohen Graden, ein hübsches und frisches Buch (Berlin, Rowohlt). Sie hat hier in einer Erzählung, die kein Roman sein will, das Leben ihres „Minneken“, die allen Kreisen der Zirkusfreunde ein lebhafter Begriff ist, eingefangen und mit einer Natürlichkeit und Echtheit geschildert, daß es einem warm ums Herz wird bei diesem Stück starken und bunten Lebens.

★

Bunt und bewegt ist auch Leni Riefenstahls Lebensgang. In einem prächtigen Buch mit vielen schönen Bildern schildert sie ihren Weg vom Tanz zum Film, die Arbeit an den großen Bergfilmen, die sie endlich nach Grönland führte, wo der große Film „SOS Eisberg“ entstand. Das Buch heißt „Kampf in Schnee und Eis“ (Leipzig, Seesse & Becker, 4,80 Mark) und ist unter Abzug der bei allen Berührungen mit dem Film unvermeidlichen Oeffentlichkeitsprozente ein anschauliches Lehrbuch für das Leben eines Stars, aber mehr noch für den zähen Ernst, den jeder ausbringen muß, der zu wirklicher künstlerischer Leistung befähigt sein soll. Leni Riefenstahl, offiziell und intim, aber Leni Riefenstahl in jeder Zeile sie selbst und höchst lebendig.

★

Max Hilbert Boehm, der jetzt auf eine Professur für Volkstheorie und Volkstumssoziologie in Jena berufen ist mit gleichzeitigem Lehrauftrag an der Berliner Universität, läßt eine Schrift neu erscheinen, die seinerzeit lebendiger Ausdruck des Wollens eines ganzen Kreises war, „Ruf der Jungen“ (Greiburg, Urban-Verlag). Der Untertitel heißt „Eine Stimme aus dem Kreise um Moeller van den Bruck“. Um diesen Kreis näher zu erklären, hat Boehm seiner damaligen Schrift, die selbstverständlich bei den damals am Ruder Befindlichen völlig ungehört verhallte, mit Anfügung einer Denkschrift über „Rechtsparteien und Räteystem“ und der Gedenkrede am Grabe Moellers van den Bruck, eine Einleitung vorausgeschickt, in der im Umriss nur—denn mehr konnte und wollte Boehm wohl jetzt nicht geben—erstmalig eine Geschichte des Juni-Clubs versucht ist. Es soll uns recht sein, wenn hier der Verfasser für sich und den damaligen Kreis eine Diskenkarte abgibt, die ohne jede Aufdringlichkeit doch in ruhiger Sicherheit den Anspruch anmeldet, den Moeller van den Bruck und seine Freunde

mit Zug und Recht erheben dürfen für die Beeinflussung der Entwicklung des Nachkriegsdeutschlands zur nationalen Revolution hin. Wenn die Zeit gekommen sein wird, die Geschichte der nationalen Kreise, die außerhalb der Parteien gearbeitet haben, zu schreiben, so wird Boehm einen wichtigen Beitrag dazu beizusteuern haben. Das könnte sich erweitern zu einer grundsätzlichen Untersuchung, wie die geistigen Menschen, sie seien zusammengeschlossen oder nicht, auch im anonymen Wirken entscheidendere Dinge für die Entwicklung des Volksbewußtseins und politischer Entscheidungen beitragen können als Männer der sogenannten Tat und des lauten Wortes.

★

„Völker und Mächte im Fernen Osten“ nennt Gouverneur a. D. Dr. Heinrich Schnee die Ergebnisse seiner Reisen mit der Mandchurei-Kommission (Berlin, Deutsche Buchgemeinschaft). Zahlreiche Photos und Karten sind beigegeben und unterstreichen lebendig den Wert dieser gründlichen und tüchtigen Arbeit. Die undankbare Aufgabe, die die Mandchurei-Kommission hatte, hat sie bewältigt. Daß keine bleibenden Ergebnisse herauskamen, ist nicht ihre, sondern des Völkerbundes Schuld, der in seiner Machtlosigkeit mit der Arbeit dieser Männer nichts anzufangen verstand. Schnee bewährt, wie immer, seinen klaren, kühlen Blick und eine Tatsachennüchternheit, die in schwierigen Fragen überhaupt erst zu einem Urteil befähigen. Das Buch sollte aufmerksamste Leser finden, denn es enthält im Kern alles das, was für die bedeutsame und für ganz Europas Existenz wesentliche Entwicklung im Fernen Osten wichtig ist.

★

Vom „Handwörterbuch des Grenz- und Auslandsdeutschtums“, herausgegeben von Carl Petersen und Otto Scheel, liegt nun endlich die erste Lieferung von Band 1 vor (Breslau, Ferdinand Hirt, Mark 3,—). Wir wiesen bei der Ankündigung bereits auf dieses Werk hin, müssen uns aber eine eingehende Würdigung und die Feststellung, ob der große Zweck erreicht ist, vorbehalten, bis weitere Lieferungen ein umfassenderes Bild vermitteln haben.

★

In der Reihe „Dokumente zur Weltpolitik der Nachkriegszeit“, herausgegeben von Otto Hoegsch (Leipzig, B. G. Teubner, je Mark 2,80) sind drei neue Hefte erschienen „Abrüstung und Sicherheit“, „Der euro-

päische Osten" und "Südosteuropa und Naher Orient". Die Zusammenstellung der aus den verschiedenen Friedens- und anderen Verträgen genommenen Dokumente ermöglicht erst ein begründetes Urteil über die gegenwärtige Lage. Hier sind die staatsrechtlichen Grundlagen der Politik.

Ein wichtiges Buch ist Karl Werners „Fragen der deutschen Ostgrenze“ (Breslau, W. G. Korn, Mark 3,80) mit ausgezeichnetem Kartenmaterial. Aus der Darstellung der geschichtlichen Entwicklung wird die Unsinnigkeit der Grenzziehung von Versailles noch eindringlicher klar. Auch der Osten als Bevölkerungstraktquelle Deutschlands wird eindringlich deutlich. Das Buch will durch seine Karten wirken, dem ordnet sich der Text so unter, daß er den angestrebten Zweck auf das wirksamste unterbaut.

Ein Sonderdruck aus den „Mitteilungen der Akademie zur wissenschaftlichen Erforschung und zur Pflege des Deutschtums“, „Die wissenschaftlichen Aufgaben der Kunde vom Auslandsdeutschtum“ von Gottfried Gittbogen, Berlin, vertrieben durch den Volksbund für das Deutschtum im Ausland, verdient wegen der Gründlichkeit der Arbeit und der Ueberständigkeit der Zusammenstellung allen Freunden des Auslandsdeutschtums auf das wärmste empfohlen zu werden.

★

Zu dem geopolitischen Buch von Karl Springenschmid „Die Staaten als Lebewesen“ (Leipzig, Ernst Wunderlich, 4,40 Mark) schrieb Karl Haushofer eine Einführung. Das Buch hält mehr, als der Titel „Skizzenbuch“ verspricht. Es ist sozusagen eine Einführung in die Grundsätze der Geopolitik, in außerordentlich lehrreichem Kartenmaterial dargestellt, und eine Bibel für alle geopolitisch Interessierten.

★

Sehr wichtig ist die Veröffentlichung in der Reihe „Ostpreussische Landeskunde in Einzeldarstellungen“ „Das Frische Haff und die Frische Nehrung“, herausgegeben von Hanns Bauer und Carl Lange (Königsberg, Gräfe und Unzer), in dem das Wesen und Werden dieser eigenartigen und wunderschönen Landschaft einprägsam geschildert wird. Wir weisen besonders auf die Beiträge von E. Kolumbe „Aus der Geschichte des Frischen Haffs“, B. Schmid „Die Ordensburg am Frischen Haff“, Paul Sechter „Die

Landschaft der Haffklüfte“ hin, ebenso auf den Aufsatz von Hanns Bauer „Elbing als Seehafen zur Ordenszeit“. Alle Mitarbeiter haben in einheitlichem Geiste zusammengearbeitet, und so ergibt sich ein klares und unvergeßliches Bild dieser deutschen Landschaft.

★

Frh Schillmann will in seinem Buche „Venedig. Geschichte und Kultur Venetiens“ (Leipzig, Dr. Hanns Epstein-Dr. Rolf Passer) den vielen deutschen Besuchern Venedigs die Grundlage zum Verständnis und zur traditionellen Liebe zu dieser Stadt liefern, indem er zeigt, wie der im Mittelalter von einzigartiger Bedeutung gewesene Staat wuchs, als Staat verging, aber seine Kultur und Kunst, die nur aus seiner Geschichte zu verstehen sind, blieben. Das Buch ist mit vielen Bildern ausgestattet und eine erschöpfende Darstellung alles dessen, was man von Venedig wissen muß. Der Preis des 660 Seiten starken, illustrierten Bandes ist nur 12,50 Mark.

★

Das „Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft“, herausgegeben von Max Seder, bringt in seinem 19. Bande für das Jahr 1933 (Weimar, Verlag der Goethe-Gesellschaft) wiederum sehr bedeutsame Beiträge. Es beginnt mit dem Faksimile „Wieland an »Alceste“ und einem Vorpruch Heinrich Heines zu Wielands „Alceste“. Wichtig sind die Beiträge von Theodor Lohmann „Der Tod in Goethes »Wahlverwandtschaften““, Max Seder „Goethes ästhetisches Testament“, Julius v. Twardowski „Goethe und Polen, Polen und Goethe“, Werner v. d. Schulenburg „Unsere Zeit im Spiegel der Weltbetrachtung des alten Goethe“, Hans Wahl „Wieland und die »Allgemeine Literaturzeitung“ und der große Jubiläums-Festvortrag von Emil Ermatinger „Wielands geistige Welt“.

Der 46. Band der „Schriften der Goethe-Gesellschaft“ (Weimar, Verlag der Goethe-Gesellschaft) bringt „Die Werther-Illustrationen des Johann David Schubert“, eingeleitet von Wolfgang Pfeiffer. Die Zeichnungen sind im Jahre 1786 entstanden, im ganzen zwölf Blätter. Sie waren als Vorlage zur Uebertragung auf Porzellan gedacht in der Meißner Manufaktur. Sie werden hier erstmalig wiedergegeben. In dem gedachten Zweck finden sie ihre künstlerische Auswahl und Ausführung, ihre Er-

klärung und Begrenzung. Die Goethe-Gesellschaft hat durch die beiden Veröffentlichungen wiederum einen überzeugenden Beweis für die Notwendigkeit ihrer Arbeit geliefert, die jeder kunstliebende Deutsche durch Beitritt zu ihr gerade in der gegenwärtigen Zeit fördern sollte.

★

In den „Schriften des Deutsch-Niederländischen Instituts“ erscheint die Arbeit von J. Gunzinger „Holländische Kultur des 17. Jahrhunderts“ (Jena, Eugen Diederichs, 3 Mark), die in knappster Weise ihre sozialen Grundlagen und nationale Eigenart darstellt und so aus der berufensten Hand des bekannten holländischen Gelehrten eine ausgezeichnete Einführung in das Verständnis auch des heutigen Holland ist, da er die landschaftlichen Bedingtheiten für die Entwicklung der Volkskräfte in der Kunst sehr klar und eindringlich herausarbeitet.

★

Ein interessantes und nachdenkliches Buch ist die Schrift „Griechische Steinschriften als Ausdruck lebendigen Geistes“, die Dr. M. Hartge nach Aufzeichnungen und Darlegungen von Arthur Muthmann bearbeitet und herausgegeben hat (Freiburg, Urban-Verlag). Hier wird der kühne Versuch unternommen, Erkenntnisse der wissenschaftlichen Handschriftenkunde auf Steinschriften aus alten Zeiten zu übertragen. Aber darüber hinaus ist dies Buch, dessen Ergebnisse sicherlich lebhafteste Diskussion lösen werden, ein Beitrag, in die letzten Quellen griechischer Psychologie einzudringen, da die Formungen der archaischen Steinschrift als Symbol erfasst sind und als Ausdrucksform psychischer Kräfte gedeutet werden.

★

In der „Jedermanns Bücherei“ ist die neue und verbesserte Auflage von Ernst Wilhelm Eschmanns Buch „Der faschistische Staat in Italien“ erschienen (Breslau, Ferdinand Hirt, 2,85 Mark), das naturgemäß gerade in der gegenwärtigen Zeit auf ganz besonderes Interesse stoßen dürfte.

Im Armanen-Verlag (Leipzig) sind drei wichtige Schriften erschienen „Der Freiheitskampf des deutschen Saarlandes“ (0,80 Mark) von Paul Ostwald, dem besondere Bedeutung hinsichtlich der Abstimmung im Jahre 1935 zukommt, „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ (0,80 Mark), die erstmalige deutsche Veröf-

entlichung des Berichts über die Pläne der internationalen Freimaurerei in ihrer Pariser Sitzung im Jahre 1917, in der die Gründung des Völkerbundes und die Zerstückelung Deutschlands beschlossen wurde, und Friedrich Aemarie „Benito Mussolini“ (0,60 Mark).

Eine wirkkame Waffe im Kampfe zur biologischen Erneuerung unseres Volkes ist die Schrift von F. K. Scheumann „Besämpfung der Unterwertigkeit“ (Berlin, Alfred Kehner), in der grundlegende Beiträge zur Frage der planmäßigen Vorsorge für die deutsche Familie gegeben werden. Scheumann ist ein Vorkämpfer der Eugenik lange vor der Umwälzung in Deutschland gewesen. Heute, nachdem von Regierungsseite die große Aufgabe energisch in Angriff genommen ist, werden gerade seine Ausführungen willige Ohren finden.

★

M. R. Gerstenhauer, ein Träger der völkischen Bewegung, legt in seiner Schrift „Der völkische Gedanke in Vergangenheit und Zukunft“ (Leipzig, Armanen-Verlag) Rechenschaft ab über Ziele, Zwecke, Werden und Wachsen der völkischen Bewegung aus der Vorkriegszeit, im Werden des dritten Reiches und im Programm der völkischen Politik des dritten Reiches. Er bemüht sich, die ersten und guten Vorarbeiten als lebendiges Gut der Neugestaltung zu erhalten und mit ihr in organische Verbindung zu setzen.

★

Joachim v. Kührenberg bringt ein Buch „14 Jahre — 14 Köpfe“ (Berlin, Universitas) heraus, enthaltend die Abschnitte Erzberger, Liebknecht, Ebert, Graf Brockdorff-Rantzau, Spengler, Kapp, Rathenau, Groener, Stinnes, Thälmann, Stresemann, Theodor Wolff, Brüning, Otto Braun. Das Buch strebt nach Objektivität und Gerechtigkeit mit der durch die gegenwärtige Hochspannung gebotenen Einschränkung. Es will aus einer kleinen Vergangenheit Lehren ziehen für eine größere Zukunft. Ueber manches wird man anderer Ansicht sein können: die Grundhaltung des Buches ist zu bejahen. Es ist eine ernste und eindringliche Arbeit, die sich auch durchaus bemüht, Männern wie Groener und Brüning Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Der achtzigjährige Generaloberst v. Einem läßt seine „Erinnerungen eines Soldaten 1853 — 1933“ erscheinen

(Leipzig, K. F. Koehler, 5,80 Mark). In Klarheit und kritischer Ueberschau über acht Jahrzehnte, die ausgefüllt waren durch militärischen Dienst an maßgebender Stelle für Volk und Reich, berichtet der greise Generaloberst aus seinem reichen Leben. Von geschichtlicher Bedeutung sind die Abschnitte über seine Tätigkeit als Kriegsminister des letzten Kaisers, für den er Worte eines anständigen und aufrechten Herzens findet, und die Erinnerungen an seine Tätigkeit im Weltkrieg.

Das Buch des früheren französischen Botschafters Maurice Paléologue „Alexandra Geodorowna“ (Berlin, Universitas) bringt wenig Neues zu den bereits bekannten Dokumenten über das Leben und Ende der unglücklichen letzten Zarin. Ihre geistige Hingabe zu Rasputin und ihre tragische Verstrickung in der klaren Erkenntnis der Aufgabe, die sie gegenüber dem über alles geliebten Mann hatte, und der, die sie bei seinem Vergehen für das russische Volk lösen zu sollen meinte, darf als bekannt vorausgesetzt werden. Das Buch, das nicht zu Unrecht wohl den Untertitel „Roman der letzten Zarin“ führt, ist trotz eines vorgeblich warmen psychologischen Interesses abstoßend durch die nicht verhüllte Eiseskälte des Betrachters, der seinen Anteil an dem Untergang des russischen Kaisertums natürlich verschweigt. D. R.

Karl Vossler: Lope de Vega

Von Lope de Vega weiß der Deutsche meist nicht mehr, als daß er ein spanischer Bühnendichter und ein ganz großer gewesen; war doch bisher die einzige Möglichkeit, ihm zu nahen, die, daß man ihn in der Ursprache zu lesen suchte. So haben denn die von uns, die Liebe und Sehnsucht nach Großem hegen, den Drang, auch diese Größe zu erfassen und an ihr menschlich zu wachsen, bisher nur ausnahmungsweise befriedigen können. Ihnen kommt Karl Vossler mit seinem Werke „Lope de Vega“ (München 1932, Beck) entgegen.

Zwei Sätze Vosslers bezeichnen, unseres Erachtens, Schlüsselstellungen auf dem Wege, zu Kern und Wesen des von ihm dargestellten Gegenstandes zu gelangen. Auf Seite 221 heißt es: „Das Leben, wie es die Bühne (gemeint ist die damalige spanische Bühne) darstellte, konnte sich selbst nicht genügen... aus der Schicht des reinen Seins, aus dem Jenseits nur bezog es ja seine Wirklichkeit.“ Und auf Seite 226 steht: „Wir nehmen das irdische Leben für voll und nicht wie Lope und seine einstigen Bewunderer für halbwirklich

und mehrdeutig.“ Salten wir diese Äußerungen zusammen mit dem mehrfach vom Verfasser ausgesprochenen oder angedeuteten Gedanken, daß nicht nur die damalige spanische Bühne, sondern auch das damalige spanische Leben seine Wirklichkeit aus dem Jenseits bezog, daß — mit anderen Worten — der damalige Spanier sein Leben in steter Verbundenheit mit dem Tode, auf dem Hintergrund des Todes und unter Anschauung des Todes als des Sinngebers des Erdendaseins führte, dann begreifen wir, warum sein Leben so wunderbar leicht und warum Lopes Dichtung so wunderbar leicht war, so getrost und so bar des Geistes der Schwere. „Dieses Hinwegschlüpfen“, führt Vossler näher aus, „von einer Daseinsform in die andere mutet uns an wie ein Ausweichen vor den Aufgaben und Schwierigkeiten des Lebens... Aber Lope bejaht das Leben und freut sich gerade deshalb daran, weil es ein Maskenspiel und keine volle Wirklichkeit ist.“

Aber — und auch dieses finden wir in Vosslers Werk bestätigt — hier offenbart sich nicht nur ein Zug des damaligen Spaniers, hier offenbart sich auch ein wesentlich national-spanischer Zug. Ich möchte ihn, wie schon oft, an einem mir besonders geläufigen Symbol — und Symptom — dartun: Nur der Spanier — auch noch der heutige — kennt das Spiel mit dem Tode als Würze des Lebens, weil er eben den Tod nicht „voll nimmt“. Das Wesen des Stiergefechtes ist nichts anderes; es ist verdeckt, wo vor einer großen Offensivität bezahlte Kämpfer auftreten, es liegt dort zutage, wo Hoch und Niedrig sich in engerem Kreise mit dem Untier mißt. Da zeigt es sich, daß der fechtende Spanier den Tod nicht ernst nimmt, wie er vom Stier, dem er ein anständiges Wesen zutraut, ebenfalls voraussetzt, daß auch er den Tod nicht ernst nehme. Woraus folgt, daß die Spanier so lange ein anständiges Volk bleiben werden, als sie die Stiergefechte nicht abschaffen. Wer also in das Wesen des Stierfechtens eingedrungen, den überrascht auch das Wesen Lopes nicht. Es wurzelt in der Freude, nicht trotzdem, sondern weil man stirbt.

Aus der Erfassung dieses Spanischen und dieses Lopeischen Wesens erhält aber Vosslers Buch eine ungeheure Bedeutung für unsere Zeit, die ja den Tod aus der Welt der Gedanken hat eskamotieren wollen und, seit der Weltkrieg das als aussichtsloses Beginnen entlarvt hat, verzweifelt. Ein heutiges Bühnenwerk, Thalhoffs „Totenmal“, drückte nicht nur Empörung darüber aus, daß man im Kriege fallen

kann, sondern auch darüber, daß man überhaupt einmal stirbt. So wie der Mensch, der sich im Dunkeln fürchtet, seine Angst durch lecke Lieder zu übertönen sucht, wurde dort — und wird überhaupt — der Versuch gemacht, durch Schimpfen auf den Tod, durch übermenschliche Steigerung der Menschenbedeutung usw. den Tod zu übertönen — soweit man nicht schon wieder ihn zu eskamotieren versucht. Demgegenüber wirkt die Darstellung einer Welt, in der vor lauter Todeschauen das Leben leicht geworden war, in der man, um mit dem Psalmisten zu reden, klug war, weil man gelernt hatte, daß man sterben muß, stärkend, tröstlich und, wie wir hoffen, beispielhaft und zur Umkehrweisend. Es ist ja, wie Döfler dartut, durchaus nicht Rücksichtslosigkeit, sondern ebenfalls nur ein nicht Ernstnehmen des Todes, wenn Lope de Vega der Frau, mit der er ein Verhältnis hat, zum Tode ihres Ehemannes Glück wünscht.

Das Werk zerfällt in einen biographischen Teil und in einen literar-historischen. „Lopes Privatleben nach den bürgerlichen Ordnungen, Forderungen und Reinlichkeitsbegriffen der Neuzeit zu beurteilen, ist weder gerecht noch verständig“, sagt Döfler. Er zeigt uns einen Mann, dem die Drüftigkeit seiner Jugend und die abhängige Stellung seiner Mannesjahre sich aufgeprägt haben, der unter der Herrschaft der Sinnenluste steht, der aber ein voller Mensch ist. Aus seinem „unsteten und regellosen Leben“ hebt ihn auch die Priesterweihe nicht, der er sich als beginnender Fünfziger unterzog. „Uebrigens ist Lope“, heißt es an einer Stelle, „der so leicht und oft zu Falle kommt wie ein Kind, das gehen lernt, immer wieder bereit, sich aufzuraffen, und unermüdblich in guten Vorsätzen, Gewissensbissen, Bußübungen, Zerknirschungen und Gebeten, die alsbald durch sündige Rückfälle abgelöst werden... Die Räte seines Gewissens, so aufrichtig und lebhaft von ihm selbst empfunden, können daher von uns nicht wichtig genommen werden, als die Anfälle von Seeskrankheit, von denen ein Passagier eines so sicheren und mächtigen Fahrzeugs beunruhigt wird, wie es die Kirche im damaligen Spanien war.“ Lesen wir diese Stelle mit der folgenden zusammen, wo darauf hingewiesen wird, daß bei Lope etwas Besonderes, Spanisches sich in diesem Verhalten offenbare: „Hier wird nicht in einem haltlosen Schwächling, sondern in einem hohen und genialen Geist das sittliche Bewußtsein derart überpersönlich, jenseitig und äußerlich, daß es sich ganz an ein religiöses und nationales Gemeinschaftsgefühl verliert. Die königliche, spanische, katholische,

ationale Sache umfaßt und schützt das allzu bewegte Gefühls- und Triebleben dieses Dichters so sicher, so duldzaam streng und gütig, daß ihm die tiefere Gewissensnot, Seelenangst, Todesfurcht und Selbstverantwortung ein für allemal abgenommen ist und er lustig sich ausleben kann, als wäre das Gottesreich rings um ihn her schon volle Wirklichkeit.“ Döfler spricht hier von Lopes Zuversicht, daß man „in der allgemeinen Wahrheit geborgen, schon hienieden paradiesisch gebettet sei und zu allerlei Ausgelassenheit, Frohsinn und Schabernack berechtigt.“ Das Gemeinschaftsgebettete, das Döfler dem Menschen und Dichter Lope zuspricht, geht nicht nur aus dieser Gedankenfolge hervor; die gesamte Darstellung Döflers zeigt, daß ein Spanier jener Zeit nicht anders als in seiner Gemeinschaft gebettet leben konnte. Auch hier etwas „Exemplarisches“ für die Gegenwart, die so sehr der Volksgemeinschaft entbehrt und so sehr nach ihr sucht.

Der literar-historische Teil beginnt mit der Untersuchung einiger Probleme, in denen der Dichter im Verhältnis zu seiner Zeit im allgemeinen und zu einigen wichtigen Zeitgenossen erscheint, untersucht auch die Frage nach Lopes Bildung, eine Frage, deren Wichtigkeit jedem, der sich mit der gleichen bei Shakespeare befaßt hat, einleuchtet. Es folgt die Uebersicht über Lopes nichtdramatische Werke. Die Darstellung des Dramatikers Lope, die das Werk krönt, baut sich auf auf den Abschnitten über die damalige spanische Bühne und über den dramatischen Stil in Spanien. Das Wesentliche an Lopes Dramendichtung erscheint uns bei Döfler so klar, weil er beim Unwesentlichen nicht verweilt, auch wenn es mitunter reizvoll, bei ihm zu verweilen, wäre. Unter den Zügen, die besonders auffallen, erwähnen wir vor allem den nationalen; hat Lope doch die ungeheuren sagenverwobenen Stoffe der kastilischen Königschroniken auf die Bühne gebracht — wie Shakespeare die der englischen, nur in seiner völlig eigenen Weise. Der lyrische Zug, das Verbundensein mit der volkstümlichen Romanze kommt zur Geltung. Veranschaulichen wir das mit einem in diesem Bande nicht erwähnten, daher vielleicht zweifelhaften, doch bezeichnenden Beispiel; aus dem Zauber, mit dem der Reizreim eines Liedchens einst den Dichter bezwungen, soll nach Jahren eines seiner süßesten Lustspiele erwachsen sein: der „Galan de Membrilla“; aus den zwei lyrischen Zeilen sei jene von Lyrik ganz durchtränkte Handlung geworden. Liebe zu Klang und Rhythmus, ja Neigung zum Melodramatischen treiben diesen Dichter; die „einfache Handlung und deren

Träger sind fingspielhaft angelegt", heißt es einmal.

Das „Kolossalische" dieses Genius vereinigt sich mit dem Lieblichen, wie im spanischen Jahre die überwältigende Dürre mit den Blütenmonaten vereinigt ist. Das Buch bringt eine vollständige Darstellung des Dichters und Menschen Lope, seiner Zeit und seines Volkes in dieser Zeit. Wissenschaftliche Genauigkeit, denkterische Dichtigkeit, menschliche Weite und Ueberlegenheit, Schönheitsliebe und Schönheits-sinn, sowie eine ruhige, klare, edle Sprache sind unter den Tugenden dieses Werkes zu erkennen; dergleichen erscheint nicht alle Tage.

Otto Freiherr v. Taube.

Zeller auf italienisch

In dem biographischen Nekrolog, den Theodor Ziegler dem 94jährig gestorbenen Eduard Zeller (1814–1908) gewidmet hat (vgl. Zettelsheim, Biographisches Jahrbuch und Deutscher Nekrolog, 1908. Seite 47–61), weist er mit besonderem Nachdruck darauf hin, daß das klassische Werk des großen Philosophen über die „Philosophie der Griechen in ihrer systematischen Entwicklung" im wahren Sinn des Worts ein Lebenswerk war. Es begleitete Zeller von 1844 — erste Auflage des ersten Bandes — bis 1904 — vierte bzw. fünfte Auflage der einzelnen Bände. Sechzig Jahre hat es ihn beschäftigt, und ein Vierteljahrhundert nach seinem Tode hat es nichts von seiner überragenden Bedeutung verloren. Es ist aus zwei Gründen außerordentlich erfreulich, daß heute zum erstenmal und zwar unter den Auspizien der neuen Vereinigung zur Hebung der Geistesbildung (Ente nazionale di cultura) eine italienische Ausgabe des Werkes zu erscheinen beginnt. Einmal ist es erfreulich, weil in den letzten Jahren eine gewisse Uebersteigerung der nationalistischen Einstellung des Faschismus gegenüber der Wissenschaft der Einführung ausländischer Werke in Italien nicht günstig schien. Ferner ist noch erfreulicher, daß diese schwere Aufgabe in die rechten Hände gelegt worden ist.

Prof. Dr. Rudolf Mondolfo (geb. 1877 in Senigaglia) hat seit 1914 den Lehrstuhl für Geschichte der Philosophie an der Universität Bologna inne. Er hat sich schon frühzeitig mit deutschen Philosophen und Systemen beschäftigt. Dem historischen Materialismus hat er Schriften über Marx, Engels und Lassalle gewidmet. Besonders hat er auch Marxs Kritik am System Feuerbachs beleuchtet. Der französischen

Philosophie sind Veröffentlichungen über Rousseau und Condillac gewidmet. Nun hat er sich mit voller Hingabe der großen Aufgabe zur Verfügung gestellt, Zellers „Philosophie der Griechen" ins Italienische zu übertragen. Aus seiner Einleitung ergibt sich vor allen Dingen der Standpunkt der unbedingtesten Pietät gegenüber Zeller, und das war leider unbedingt nötig. Die seit Zellers Tod veranstalteten deutschen Ausgaben sind von den Professoren Franz Lohring und Wilhelm Kestle besorgt worden. Sie haben es für richtig gehalten, sowohl die Berücksichtigung der neuesten Forschungsergebnisse als eigene, von Zeller abweichende Meinungen in den Text selber zu verarbeiten. Das bedeutet eine Gefahr — auch abgesehen vom Standpunkt der Pietät —, deren Umfang man heute nur an einem Beispiel ermessen kann. Auch Jakob Burckhardts „Kultur der Renaissance in Italien" ist von dem Bearbeiter der späteren Auflagen, Prof. Dr. Ludwig Geiger in Berlin, in dieser Weise umgestaltet worden. Schließlich blieb von dem Burckhardtschen Originaltext selber so wenig übrig, daß nach Geigers Tod der Leipziger Historiker Walter Döhl eine neue Ausgabe auf Grund des ursprünglichen Textes veranstalten mußte. Nur so wurde aus dem Geigerischen Werk wieder das Burckhardtsche. Es ist zu hoffen, daß der entschiedene Widerspruch, den das Vorgehen Lohrings und Kestles z. B. bei S. Diels und anderen gefunden hat, Zellers Werk vor diesem Schicksal bewahrt. Mondolfo hat sich für die italienische Ausgabe durchaus und folgerichtig zu Zeller und nur zu Zeller bekannt. Der Text ist nur nach den von ihm selber besorgten Auflagen 4 und 5 gestaltet. Was in den Lohring-Kestleschen Auflagen 6 und 7 berücksichtigt werden mußte, steht in Fußnoten und Exkursen, nicht im Text. Den Italienern wird also dadurch Zellers Werk rein und unverfälscht vermittelt.

Mondolfo weist mit Recht darauf hin, daß Italien einen besonders geeigneten Boden abgibt. Man hat hierzulande die Philosophie immer als ein unentbehrliches Stück der eigenen Kultur angesehen. Thomas von Aquino, Giordano Bruno, Tommaso Campanella, Gian Batt. Vico bis zu Benedetto Croce sprechen dafür. Und die Philosophie der Griechen wird wiederum diesem Kulturkreis dadurch eingefügt, daß ja der hellenistische Süden Italiens als Großgriechenland in die Geschichte tritt. (Es ist ein seltsamer Gegensatz: Unteritalien im Altertum Sitz der griechischen, im Frühmittelalter der arabischen Kultur, dann für

mehr als ein halbes Jahrtausend einer der kulturell zurückgebliebensten Teile Europas!).

Mondolfo hat seine eigenen Studien dem Zellerschen Werk in drei großen und einigen kleineren Exkursen eingefügt. Die Exkurse über die Beziehungen des Orients zur griechischen Philosophie und über den griechischen Geist und Genius sind fast eigene kleine Schriften. Besonders der erstere kommt auch 1932 in der Hauptsache zu der Zellerschen Ablehnung der orientalistischen These in dem Umfang, in dem sie bei Zellers Lebzeiten, aber auch heute wieder verfolgt wird. Die Italiener verteidigen hier allerdings den autochthonen Charakter der griechisch-römischen antiken Kultur gegen alle Versuche, sie auch auf anderen Gebieten (z. B. Strzygowski für den Ursprung der Kunst) dem Orient unterzuordnen. Der Wunsch des Herausgebers, daß Zellers Werk nicht nur Kenntnisse vermitteln, sondern dem Forscher als Ausgangspunkt für weitere wissenschaftliche Arbeit dienen möge, kann nur von jedem geteilt werden, der sich an der Hand dieser italienischen Ausgabe wieder von dem wunderbaren Gebäude gefangen nehmen ließ, das der deutsche Philosoph aere perennius errichtet hat*).

Maximilian Claar.

Bücher aus dem romanischen Kreise

Pierre-Quint, Léon: André Gide, sa Vie, son Oeuvre. Librairie Stock. 1932.

Es ist wohl kein Zweifel, daß Gide seine Berühmtheit beim großen Publikum seinem „Immoralismus“ verdankt, insbesondere seinen homosexuellen Neigungen. Aber in Wirklichkeit ist dieser „Immoralist“ ein „Moralist“, d. h. ein Mensch, den das Problem der Lebensführung unablässig beschäftigt. So stellt ihn auch der Verfasser dieses vorzüglich geschriebenen Buches weit weniger nach seiner schriftstellerischen als nach seiner philosophisch-grüblerischen Seite hin dar. Die Kenntnis der Werke wird beim Leser vorausgesetzt. Es gibt

wohl kaum einen widerspruchsvolleren Menschen als André Gide: der extreme Individualist von einst hat sich jetzt dem Sowjetkommunismus in die Arme geworfen! Aber dieser unerfättliche Lebensentdecker, der jedem Trieb die Zügel schloßen ließ, hat sich in einer Hinsicht stets scharf im Zaume gehalten: in seinem Stil. Hier legt er die strengste Moral an den Tag. Auf seiner großen Afrikareise liest er La Fontaine, um sich vor der Ungeheuerlichkeit der Natur in das klar Geformte zu retten!

★

Varano, Francesco Savario: L' Ipotesi nella Filosofia di Ernesto Naville (Gubbio, Scuola Tipografica „Oderisi“ 1931).

Varano beschäftigt sich in dieser Studie mit der 1880 veröffentlichten „Logique de l' hypothèse“ des 1909 verstorbenen Genfer Publizisten und Philosophieprofessors Ernest Naville; er gibt zunächst eine Inhaltsangabe des interessanten Werkes, das die Hypothese als gleichwertig der Deduktion und Induktion aufsaßt und ihre Mitwirkung sogar schon bei der Beobachtung feststellt, und stellt dann bei der Erörterung des Navilleschen Begriffs „hypothèse sérieuse“ sehr fein die Verbindung mit dessen späteren Werken her: schon in diesem früheren erweist sich Naville als Spiritualist, indem er als Grundprinzip aller ernst zu nehmenden Hypothesen das Streben nach einer großen Einheit bezeichnet und damit seine Studie über die Hypothese zu einer spiritualistisch-religiösen Erkenntnistheorie erweitert.

★

Varano, Francesco Saverio: Il Problema della Storia in Xénopol (Gubbio, Scuola Tipografica, „Oderisi“, 1931).

Diese mit ausgezeichnete Klarheit geschriebene Studie gilt des rumänischen Historikers Xénopol (1847—1920) geschichtsphilosophischer Schrift „Principes fondamentaux de l' Histoire“ (1895). Xénopol verteidigt hier die Geschichte gegen den neuerdings so häufig erhobenen Vorwurf, sie sei keine Wissenschaft in strengem Sinne, indem er nachzuweisen versucht, daß sie in der Sicherheit ihrer Erkenntnisse hinter der Naturwissenschaft nicht zurückstehe; wenn auch das „Gesetz der Entwicklungsreihe“ (z. B. Kampf zwischen Kaiserthum und Papsttum, Kreuzzüge u. a.), das er als historisches Grundgesetz aufstellt, mit den sogenannten Naturgesetzen nicht gleichartig sei, so sei es doch gleichwertig.

*) Edoardo Zeller: La Filosofia dei Greci nel suo sviluppo Storico. Parte I. I Presocratici. A cura di Rodolfo Mondolfo Vol. I origini, caratteri e Periodi della Filosofia greca (in Il Pensiero Storico, sotto gli auspici dell' Ente nazionale di Cultura. (Verlag La Nuova Italia, Florenz, 1932.) 425 S. Preis 26.— Lire.

Brummer, Rudolf: Studien zur französischen Aufklärungsliteratur im Anschluß an J.-A. Raigno. (Breslau 1932, Priebsch).

Diese außerordentlich gewissenhafte Arbeit bringt zwei wichtige Ergebnisse in bezug auf den „Edermann“ Diderots: 1. Raigno ist als Herausgeber der Werke Diderots zuverlässiger, als man bisher angenommen hat. 2. Die „Théologie portative“ und die „Contagion sacrée“, die man öfter Raigno zugeschrieben

hat, sind nicht von ihm, sondern von Baron Holbach; „Le Militaire philosophe“ ist weder von Raigno noch von Holbach, sondern ein viel früheres Werk, das von beiden nur in atheis-
tischen Sinne überarbeitet worden ist. Darüber hinaus ist dieses Buch wichtig für die Erkenntnis der weltanschaulichen und stilistischen Entwicklung Holbachs und der Anfänge der französischen Aufklärung, die Brummer schon weit vor 1750 zurückdatiert. O. Sachtman

Politische Rundschau

Unserer oft geäußerten Auffassung über den Genfer Debattierklub entsprechend, begrüßen wir die Entscheidung der Reichsregierung, die in folgerichtiger Ausführung der außenpolitischen Richtlinien des Kanzlers, die er öffentlich mitgeteilt hatte, den Völkerbund, das internationale Arbeitsamt und die Abrüstungskonferenz verlassen hat. Es wurde zunächst von den früheren Feindbundmächten, vor allen von England, der Versuch gemacht, das Reich als den Schuldigen hinzustellen. Wir sehen darin nur die übelwollende Taktik, die wir schon immer feststellen konnten, wenn uns ein Diktat blühte, Deutschland das Odium des angeblichen Friedensstörers zuzuschreiben. In diesem Falle wird sie keinen Erfolg haben, da der Kanzler in klarer Eindeutigkeit den Friedenswillen Deutschlands in seiner Rundfunkansprache der Welt verkündet hat und den Wahlkampf jetzt mit der Parole führt: Kampf um Frieden und Gleichberechtigung.

Die undurchsichtigen Winkelzüge der Genfer Kulissenschieber hatten eine vollkommen unerträgliche Stimmung geschaffen. Man kann auch im Ränkepiel der großen Politik nur bis zu einem gewissen Grade unaufrichtig sein und falsch spielen, sonst steht eben einer der Partner auf und verläßt, wie es das Reich getan hat, die Partie. Die Herren, die jetzt unter sich geblieben sind, werden, auch wenn sie gegen Deutschland ihren Willen durchsetzen sollten, einen Erfolg nicht erzielen können, weil sie auf eine geschlossene Nation stoßen, die als festgefügtter Block einfach nicht mehr beiseite geschoben werden kann. Ein Abrüstungsvorschlag ohne Deutschland wird nie bindende Gestalt erhalten.

Wir haben in den letzten Jahren hier im Gegensatz zu manchen Strömungen immer wieder die These verfolgt, daß eine unmittelbare Verständigung zwischen Deutschland und Frankreich der einfachste, wenn auch nicht leicht auffindbare Weg ist, Europa zur Ruhe zu bringen. Wir begrüßen deswegen das freimütige Verständigungsangebot des Kanzlers. England kann uns die Sicherheit im Westen nicht geben, nach seiner Haltung in den letzten Wochen möchten wir annehmen, daß es nicht den ernststen Willen hat, uns gerecht zu werden. Es bleibt demnach gar kein anderer Weg als eine offene Aussprache mit Frankreich, das durch seine Befestigungswälle an der Grenze die notwendige Sicherheit selbst vor einem schwer bewaffneten Deutschland haben würde, über die es um so mehr verfügt, als wir abgerüstet sind und gar nicht daran denken können, offensiv zu werden. Im gleichen Umfang, wie Frankreich seine Grenzen sicher weiß, wollen wir die unseren geschützt wissen. Diese These ist so einfach, daß es bei ehrlichem Willen der französischen Regierung nicht schwer sein könnte, den Weg des Ausgleichs zu finden. Wir haben im Westen die Grenzlinien durch den Vertrag von Locarno gesichert. Was in der Außenpolitik jener Tage an Anknüpfungspunkten für einen Generalausgleich geschaffen wurde, ist heute nur fortzusetzen, um zu einem Vertrag zu kommen, der endlich den latenten Kriegszustand in Europa beseitigt.

In Frankreich ist das Verständigungsangebot des Kanzlers auf fruchtbaren Boden gefallen. Es wird lebhaft erörtert und trotz aller Störungsversuche, die uns aus bestimmten Richtungen im Ausland zu kommen scheinen,

scheint sich die Meinung zu verstärken, daß es sich lohnen würde, mit dem deutschen Volk zu einem Vergleich zu kommen. Deutschland hat den Franzosen die Sicherheit ihres Territoriums tatsächlich garantiert, soweit nach Rückgabe des Saargebietes die gemeinsame Grenze in Frage kommt, seine Alpengrenze und Küsten muß Frankreich selbst schützen. Die Autorität der Reichsregierung ist stark genug, um jeden Versuch einer Störung einer solchen Politik von innen her im Keime zu ersticken. Ist die Grenzfrage geregelt — der Vertrag von Locarno ist die Grundlage dazu — dann bliebe zunächst die Notwendigkeit, auf wirtschaftlichem Gebiet die gemeinsamen Interessen festzustellen und durch Förderung der Produktion und des Handels in beiden Ländern den Kampf gegen den Kommunismus zu erleichtern. Das Reich ist tatsächlich der einzige Wall gegen den asiatischen Bolschewismus geworden. In wie erfolgreicher Form die Dritte Internationale in Frankreich arbeitet, wie ihre Pläne zur Bolschewisierung Frankreichs und seiner Kolonien aussehen, ist uns genau bekannt. Will man sich dieser Kenntnisse in Paris bedienen, so wird man für bessere Geschäfte die Hände frei bekommen, als sie jetzt ausschließlich einige Rüstungsgrößkonzerne machen. In Frankreich selbst scheinen diese Riesengewinne schon unangenehm aufgefallen zu sein, sonst wäre es nicht recht verständlich, warum die Kammer mit aller Gewalt eine Verstaatlichung der Rüstungsbetriebe gefordert hätte.

Der Schritt des Kanzlers hat, auch wenn Frankreich ablehnend bleiben sollte — die neue Regierung findet die gleiche Situation vor wie das Kabinett Daladier — in die erstarrte politische Lage Bewegung gebracht. Damit sind Möglichkeiten wiedereröffnet worden, die bereits verschüttet zu sein schienen. Wenn das deutsche Volk am 12. November gesprochen haben wird, dann dürfte der Zeitpunkt ihrer Auswertung gekommen sein. Wir sind optimistisch, da die Lage im Fernen Osten für Maßnahmen der europäischen Politik die Wege ebnet, die noch vor kurzem schwer beschreitbar erschienen.

Die Annäherung zwischen den Sowjets und den Vereinigten Staaten ist nicht von ungefähr gekommen. Japan wird von den Angelsachsen systematisch eingekreist. Was die Zollpolitik auf wirtschaftlichem Gebiet allein nicht schaffen konnte, soll jetzt durch rein politische Schachzüge dahin ergänzt werden, daß Japan überall dort Widerstand findet, wo es weitere Ausdehnung versucht. Wir haben eine ähnliche Lage wie beim ersten russisch-japanischen Krieg, der nur

deswegen für Japan keine reichen Früchte brachte, weil sich Amerika einmischte und auf die Seite Rußlands trat. Daß inzwischen die Regierung in Rußland mit anderen Maximen arbeitet, daß an die Stelle des Zarismus der Bolschewismus getreten ist, spielt keine Rolle, die Vereinigten Staaten berücksichtigen nur, wer das Glacis vor dem asiatischen Kontinentalreich beherrscht, und versuchen, ihn so zu stärken, daß er einen Graben halten kann, an dem Japan nicht weiter kommen darf, soll nicht die Westküste Amerikas eine Bedrohung erfahren, die mehr als gefährlich werden könnte. Wir haben auf die Bedeutung der Vorgänge im Inneren Asiens für die Weltpolitik immer wieder hingewiesen, heute wird ihr Einfluß auf die weltpolitische Lage schon klar erkennbar. Unsere Aufgabe sollte es sein, sie auszunutzen. Wir denken dabei keinesfalls an eine aktive Beteiligung an politischen Gesprächen oder gar Handlungen, die sich auf den weiten Raum im Fernen Osten beziehen, wir können aber auch, ohne zu optieren, aus unserer Mittellage Vorteile zu ziehen, die von beiden großen Kombinationen zu haben sind.

Die Sowjetmachthaber werden die Annäherung an die Vereinigten Staaten als einen enormen außenpolitischen Erfolg preisen und wohl auch hoffen, daß nun die Kredite aus den amerikanischen Banken in ganzen Schiffsladungen angeschwommen kommen. Illusionen dieser Art sind in Moskau Mode, weil sich davon wieder für einige Monate weiterleben läßt. Wir glauben nicht an diese Illusionen und erblicken in der gegenseitigen Annäherung der beiden Länder mit grundverschiedener innerer Struktur auch keine innere Festigung des Sowjetregimes. Dieses ist nur Schachfigur in dem großen Spiel im Fernen Osten. Der Druck Japans wird sich jetzt erheblich verstärken, nicht umsonst gibt Japan eine Emigrantenzzeitung in russischer Sprache heraus und unterhält nicht ohne Absicht in seinem mandchurischen Schutzgebiet eine Kolonie aktiv eingestellter Emigranten, die sich für die inneren Verhältnisse in Rußland mehr interessieren, als man im allgemeinen merkt. Sie sehen Japan als den Beschützer Asiens vor dem Bolschewismus an und sympatisieren deswegen mit Tokio, das durch seine geschickte Ausnutzung der Mißstimmung gegen das Regime Stalins über einen Trumpf verfügt, den es dann auspielen wird, wenn etwa mit amerikanischem Gelde die Kanonenfabriken in den Sowjetstaaten eine zu große Produktion entfalten sollten. Nach unseren Informationen ist gerade durch die Anlehnung der Sowjetregierung an

die Amerikaner für die Minierarbeit gegen das Regime Stalin in den Sowjetstaaten unter japanischem Einfluß neuer Boden geschaffen worden. Mit raschen Entscheidungen zu rechnen, wäre verfehlt, übersehen dürfen die aufkommenden Symptome neuer Verwicklungen nicht werden, sie können für Deutschland von weittragender Bedeutung sein. Amerika läßt durch seinen Schritt die Welt erkennen, wie ernst es selbst die Dinge ansieht und wie schwach seine politische Macht infolge der inneren Krise geworden ist, sonst hätte es nicht einen Standpunkt aufgegeben, der mehr als ein Jahrzehnt gegen alle Versuche, eine Schwenkung herbeizuführen, aufrechterhalten worden ist.

Nachdem der Kommunismus einsehen mußte, daß das Reich der Deutschen kein Nährboden für seine Gifte mehr ist, versucht er dort deutsches Volkstum, das sich gegen das Gift wehrt, zu unterdrücken, wo er bei Fremdvölkern Hilfe findet. Augenblicklich werden in dem benachbarten Land der Tschechen Unterdrückungsmethoden gegen das Deutschtum angewendet, wie sie wohl noch in keinem der leidensreichen Minderheitengebiete vorgekommen sind. Durch das Urteil des obersten tschechischen Gerichtes in Brünn ist der sogenannte Volksportprozeß zu Ende geführt worden, die Angeklagten, denen man eigentlich nur volkstreuere Gesinnung vorwerfen konnte, wurden zu schweren Strafen verurteilt. In Ausführung dieses Urteils wurde die nationalsozialistische Partei verboten und die deutsche Nationalpartei aufgelöst. Jetzt geht man daran, die Turnvereine zu verbieten und macht überall dort Hausdurchsuchungen, wo ein deutscher Mann versucht hat, seinem Volkstum die berechnete Stellung im Staate zu sichern. Schon erheben sich Stimmen, die eine Ausweisung sämtlicher reichsdeutscher Angestellten fordern. Es scheint den Herren in Prag, die nur zu gern die Sehblätter der politischen Flüchtlinge aus dem Reich lesen, entgangen zu sein, daß Tausende von Tschechen in Deutschland im Brot stehen, daß hier ganze tschechische Vereine bisher unbehelligt leben konnten. Wir fürchten, daß das deutsche Volk im Reiche, wenn unsere Brüder jenseits der Grenzen nicht endlich ihr Recht erhalten, oder wenn gar an die Ausweisung von Reichsdeutschen gedacht werden sollte, Vergeltungsmaßnahmen fordern würde, deren Folgen für den Tschechenstaat nicht abzusehen sein würden. Den Völkerverbund be-

trachten wir heute nicht mehr als das Greimum, vor dem Anklage erhoben werden könnte gegen die Machthaber in Prag. Es gibt trotzdem die Möglichkeit, für unser Volkstum einzutreten, seine Autonomieforderungen zu unterstützen, wir werden zu gegebener Zeit darauf zu sprechen kommen. Wenn heute auch der eben gebildete Volksrat durch die Tschechen wieder beseitigt wurde, so sind Anknüpfungspunkte genug vorhanden, die von der Jugend ausgenutzt werden können, wenn es sich darum handelt, Parteibonzen des eigenen Volkstums zu beseitigen, die alle Gewaltmethoden des Staates mitmachen.

Im Südosten Europas geht der alte diplomatische Kampf gegen eine Verstärkung der Macht der Kleinen Entente weiter. Gömbös reist als ungarischer Sondergesandter im Einvernehmen mit Italien in die Türkei, man spricht von einer Annäherung Ungarns und Griechenlands in Verbindung mit Konstantinopel. Italien versucht mit sichtlichem Erfolg, gegen das unnatürliche politische Bündnisssystem eine Kombination zu stellen, welche allmählich der Kleinen Entente die Waage hält und schließlich durch sein eigenes Hinzutreten einen Machtfaktor schaffen kann, der auf der Grundlage des Vorteils der inneren Linie schließlich eine Machterweiterung bringen kann, die Beneschs Sicherheitssystem manövrierunfähig machen soll. Wir versprechen uns übrigens nichts Gutes von der kürzlichen Reise des Generals Weygand nach Prag. Die Ueberführung der unbekannten Legionsoffiziere, die im Beisein des Marschalls Weygand als große Volkshelden in Prag feierlich bestattet wurden, war ein willkommener Vorwand für eine sonst vielleicht zu auffällig gewesene Reise.

Aus Rom hört man, daß die herrschsüchtige Kaiserin Zita nicht die frohe Zustimmung für ihre Restaurationspläne in Oesterreich gefunden haben soll, wie man ihr in Paris erzählt zu haben scheint. Immerhin zeigt die Aktivität im Lager der Parma, daß das Haus Habsburg seine Pläne zur Wiederaufrichtung der Donaumonarchie noch lange nicht aufgegeben hat. Wenn es irgendwo in Europa nach Verwicklungen aussieht, meldet sich ein Sendbote aus dem schwarzen Lager der Wiener Monarchisten. Wir werten die jetzt wieder aufgetauchten schwarzen Vorposten dementsprechend als Anzeichen einer Gefahrenlage in Europa.

Reinoldus

Vor dem Schnellrichter

Die Selbstbehauptung der Auslandsdeutschen in Europa unterliegt gegenwärtig ihrer schwersten Probe. Die Staatsvölker erweiterten ihrerseits planmäßig und raffiniert die gegen das Deutsche Reich als Staat gerichtete Emigrantenpropaganda zur nicht minder gehässigen Hege gegen die in ihrem Machtkreis lebenden bodenständigen deutschen Volksgruppen, mit dem Ziel, den Dauerzustand der Minderheitenentrechtung weiter zu verschärfen. In Polen und der Tschechoslowakei, aber auch in Belgien ist der Vorwurf des „Sittertums“ zur beliebtesten „Rechtfertigung“ für Aktionen geworden, durch die den Staatsbürgern deutschen Volkstums ihre vollstehenden Grundrechte genommen werden. Es gehört dabei wohl zu den bittersten Ironien der Geschichte, daß sich insbesondere die Tschechen mit offensichtlichem Schen auf die gegenwärtige Regierung in Oesterreich berufen und zynisch erklären, man könne von ihnen nicht gut erwarten, daß sie das Deutschtum besser behandeln als der „deutsche“ Staat Oesterreich.

Gibt es ein vernichtenderes Urteil für das volksfeindliche „System Vollfuß“ als diese Feststellung aus tschechischem Munde? Der „österreichische Faschismus“ macht im Zuge der allgemeinen „Dämmerung der Demokratie“ Schule, und die sogenannten Demokratien im Osten und Südosten nehmen ihn mit Wonne für ihre Deutschenverfolgungen zum Vorbild. Ja, auch das belgische Beispiel zeigt, daß die westliche Regierung in Brüssel ähnlichen Gedankengängen huldigt und eine Art „Staatsfaschismus“ vorbereitet, der sowohl der Niederhaltung der slawischen Bewegung, die sich in den „Dinasos“ neu zu organisieren beginnt, wie der Rechtsforderungen der Eupen-Malmédyer dienen soll. Am unmittelbarsten tritt diese Unterdrückungsmethode und das ihr entsprechende Herrbild angeblicher „autoritärer Staatsführung“ freilich in Polen und in der Tschechoslowakei zu Tage. Der Terror in Ostoberschlesien und der Terror in den sudetendeutschen Gebieten haben sich, ohne jede Rücksicht auf die internationalen Verträge, gleichgeschaltet. Erhofft man in Warschau die endgültige Zerstörung des deutschen Besitzes und die Verdrängung des deutschen Kapitals, so in Prag eine entscheidende Schwächung des sudetendeutschen Volkskörpers, und wie rücksichtslos die Tschechen, unter dem durchsichtigen Vorwande „nur“ die angeblich illogischen Nationalsozialisten zu meinen, das Sudetendeutschtum als Ganzes zu treffen suchen, erwies

das tschechische Echo gegenüber den rein volklichen Einigungsbestrebungen, die von Konrad Heiden, nach der Auflösung der Nationalsozialisten- und National-Partei, in Angriff genommen wurden und sich auf einem ehrlichen, hundertprozentigen Lokaltätsbekenntnis aufbauen.

In all dem zeigt sich der tragische Ernst der auslandsdeutschen Lage. Die Staatsvölker sind zu einer neuen Offensive gegen die auslandsdeutsche Front angetreten. Auf den Auslandsdeutschen lastet nicht nur das Trommelfeuer einer hemmungslosen deutschfeindlichen Propaganda, sondern auch der fanatische Würgegriff derer, die das Auslandsdeutschtum und seinen Boden noch immer lediglich als Objekt für Ausbeutung und Assimilation ansehen und aus der gegenwärtigen Isolierung des Deutschen Reiches Vorteil ziehen möchten. Niemals war zugleich auch klarer, daß es zwischen Drinnen und Draußen keinen Unterschied gibt, daß das Wohl und Wehe des Reiches das Wohl und Wehe der Auslandsdeutschen bedeutet, und umgekehrt. Wenn Drinnen und Draußen unerbittlich und hart die Folgerungen dieser Schicksalsverknüpfung berücksichtigt werden, wird das Auslandsdeutschtum die ihm aufgezwungene Probe bestehen können.

★

Zu den schwersten Sünden

des Deutschland von 1918 gehörte, daß es sich nicht entschieden genug der Abwanderung aus den abgetrennten Gebieten entgegenstellte, ja, diese Abwanderung vielfach, insbesondere durch die Hinausziehung der Beamten, unterstützte. Die irrümliche, Staat und Volk gleichsetzende Anschauung, es könne einem deutschen Patrioten nicht zugemutet werden, in polnische Dienste zu treten oder gar im polnischen Heere zu dienen, ergänzte erst die gewalttätige Vertreibung des bodenständigen Deutschtums. Schneller als die innerdeutschen Behörden erkannte damals das Deutschtum selbst die volkspolitische Aufgabe, die hier von Anfang an hätte erfüllt werden müssen, stellten seine Führer, nach Ueberwindung der ersten Zusammenbruchsstimmung, die Forderung auf, daß es erste Pflicht jedes deutschen Menschen sei, unabhängig vom Staatswechsel die Scholle zu halten.

Seht eine neue Welle der deutschen Abwanderung aus Polen ein? Diese Gefahr ist

vorhanden. Sie hat zwei Gründe: den ungeheuerlichen seelischen und wirtschaftlichen Druck, dem das Deutsche Leben in Polen ausgesetzt ist, und die Anziehungskraft, die das neue Deutschland gerade auf die bäuerliche deutsche Bevölkerung im Korridorgebiet ausübt. In verhängnisvoller Weise nehmen die Mißgehen zwischen deutschen Mädchen und polnischen Männern auf dem Lande zu, weil der männliche deutsche Nachwuchs fehlt oder außer Landes geht. Diese Gefahr muß erkannt und gebannt werden. Sie rührt unmittelbar an die volksdeutsche Substanz und fördert die „kalte Assimilation“. Vor allem: jede weitere Schwächung des bodenständigen deutschen Bauerntums im Korridor mindert den volklichen Anspruch des deutschen Volkes auf den Korridor

★

„Ich und Hitler“

so müßte richtiger die Ueberschrift des Artikels „Die große Revolution“ vom Grafen Keyserling im „Neuen Wiener Journal“ lauten. Denn im Grunde geht dieser Aufsatz, der angeblich ein Gespräch mit dem Grafen wiedergibt, dem „Chauffeur Gottes“, wie Hans Prinzhorn ihn nannte, darauf hinaus, daß mit der deutschen Revolution alles in Ordnung wäre und diese alle seine Ziele erreichen würde, wenn — er den Grafen Keyserling in gebührender Form heranzöge. Wir wissen ja, daß Keyserling sich längst zu dem Philosophen unter Erlaß der Taxen und des Befähigungsnachweises ernannt hat und diese Ernennung in den vielfältigsten Formen wiederholte. Die Mühe, ihn zu entlarven und die Elemente aufzuzeigen, aus denen dieser Bildungsmixer seinen geistigen Cocktail zusammenbraut, übernimmt der Phono-Graf sehr selber. Keyserling bekommt es fertig, zu sagen: „Mussolini und Hitler sind große Tribunen. Sie haben ausgesprochen, was das Volk dumpf gefühlt. Das ist das Geheimnis der Persönlichkeit. Aber Führer dieser Art haben ihre Grenzen. Sie können viel vollenden, ohne fähig zu sein, die Nahrung dem Geiste zu sichern, dessen Appetit sie erweckten. Für diese Zwecke brauchen wir die Meister, brauchen wir die Propheten. Gandhi war ein Prophet. Europa hat nicht viele seinesgleichen. Vielleicht bin ich einer der wenigen (von uns gesperrt). Ich bin ein Säer, der die Saat ausgestreut, ohne Rücksicht auf unmittelbares und positives Erträgnis. Ich säe aus den Keim der neuen Gedanken, die Idee einer neuen Geistigkeit, die ein Führer sein soll für jedermann im Leben der Zukunft. . . . In jedem Lande spreche ich eine andere Sprache. Und in jedem Lande

horche ich auf, bevor ich spreche. Ich gestatte es meiner Umgebung und dem Volke, sich an mir zu betätigen.

(Die „Betätigung“ der fremden Völker am Grafen Keyserling haben wir mit Schauern erlebt, denn die Perlenkette seiner internationalen Taktlosigkeiten wird dem deutschen Volke zu Lasten geschrieben, obwohl bei der „Deutsch-freundlichkeit“ des Grafen im Kriege für das deutsche Volk kein Anlaß vorliegt, den Redephilosophen für sich zu reklamieren.)

„Ich horche auf und halte ein, ich verwandle mich und spreche erst, nachdem ich Lust und Leben des Landes in mir aufgenommen habe. Ich spreche deutsch, französisch, englisch oder spanisch, so daß mich die Bewohner dieser Länder verstehen können, aber ich spreche auch in französischem, deutschem, englischem, chinesischem und portugiesischem Geiste. Denn der Geist jedes Volkes ist ebensowenig übertragbar wie seine Sprache. Meine Schule in Darmstadt ist nur ein Hauptquartier. Ich bin die Schule. Ich bin der Meister (Sperrung von uns), und jene, die mich brauchen, kommen zu mir.“

Amüßanterweise findet sich dann der Satz „Erklärungen sind dem Gedanken fatal“. Das kann man bei einem so angreifbaren Gedankenbläser schon verstehen, und wenn Keyserling sagt: „Ich habe keine Verwendung für jene, die nur kommen, um mich zu kritisieren. Ich weiche ihnen aus“, so werden wir es nach dieser letzten Kritik mit ihm ebenso machen. „Wenn mich jemand fragt, was oft vorkommt, was gelernt werden soll, antworte ich nicht auf solche Fragen. Ich lache nur. Konfuzius, dem ich mich trotz allerlei Unterschieden doch näher fühle als irgendeinem Philosophen, sagte: Wenn ich jemandem einen Winkel eines Dreiecks zeige und er kann die anderen zwei Winkel nicht feststellen, habe ich ihm weiter nichts zu sagen“.

Der Name Konfuzius hat, obwohl das der Graf zu glauben scheint, mit dem Worte Konfus nichts zu tun. Keyserlings großes Sprachtalent hat ihm einen Streich gespielt: er hat aus Versehen in Wien über Deutschland — spanisch gesprochen! Eine entfernte Möglichkeit mag offen bleiben: vielleicht hat der Mann, der diesen Aufsatz freilich unter Zeichnung von Keyserling in dem Wiener Blatt „aus einem Gespräch“ veröffentlicht, ihn mißverstanden. Aber nach seinen früheren Leistungen ist der Aufsatz kaum als apokryph anzusprechen. Er hat klinische Merkmale. Er geht im Grunde die Mediziner an, die für seinen Zustand weniger freundliche, dafür aber treffendere Ausdrücke haben, als sie das Bedürfnis des Grafen nach Selbstbeweihräucherung findet.

Kunst und Architekten

stehen nach wie vor im Mittelpunkt lebendiger gegeneinander wirkender Kräfte der Zeit. In Essen hat der Landesleiter des Kampfbundes für deutsche Kultur unter dem Protektorat des Reichsministers Dr. Goebbels eine Ausstellung „Westfront 1933“ eröffnet, die Marc und Macke, Morgner und Weißgerber, Rohls und Rauen, Böckstiegel und Lehmbruck und andere vom Expressionismus bestimmte oder von ihm herkommende Maler und Bildhauer programmatisch vorführt. Zu gleicher Zeit hat der Reichsinnenminister Gric in Berlin eine heftige Rede gegen die moderne Malerei gehalten, in der er sich etwa die Argumente zu eigen gemacht hat, mit denen Schulze-Naumburg seinen Krieg gegen Brücke und Blauen Reiter und die junge Kunst geführt hat. Gotik und Klassizismus stehen einander in Frontstellung gegenüber, und dazwischen stehen leicht verwirrt und besorgt die Maler, Bildhauer und Architekten und wissen nicht, wem von den Ruffern im Streit sie folgen sollen. Es läge nahe, pathetisch zu werden und zu verlangen, daß sie nur sich selber und ihrem Genius folgen sollen. Das ist eine hübsche Formel und nicht mehr, denn schon Goethe wußte: Das erste steht uns frei, beim zweiten sind wir Knechte. Der Anseh ist in jeder Kunst Sache freier Entscheidung: erst was sich aus ihm entwickelt, untersteht nicht mehr dem Willen, ist Ausfluß des Persönlichen und als solches durch nichts mehr zu beeinflussen, nicht einmal durch den Willen des Künstlers selber. Es wäre durchaus denkbar, daß die Maler, gewillt, sich den Forderungen des Reichsinnenministers zu fügen, ihre Bilder auf Schönheit, Klassik und Ideal hin anlegten, es würde sich aber sehr bald ergeben, daß sie unter dem Zwang ihres Wesens von diesem Ausgangspunkt rasch wieder bei ihrem gotisch-expressionistischen Stil, bei der Malerei ankommen würden, der sie selbst als bewußte Willenswesen entgegen wollten. In der Kunst verwirklicht sich nur das wirkliche Wesen — wofür der Künstler einer ist und Wesen hat; dies Wesen untersteht Zeitgesetzen, die, in Werken niederge schlagen, später als Stil der Epoche herausgehoben und festgestellt werden. Es läßt sich an den verschiedensten Objekten verwirklichen, an klassischen sowohl wie an romantischen oder realistischen: es kommt immer am gleichen Ziel an. David, der Klassizist der napoleonischen Zeit, sonderte sich im Gegensatz und Ausdrucksmittel von dem verruchten Rokokos des alten Regimes und blieb im wesentlichen seiner Zeit genau so untertan wie Chardin oder Fragonard. Es könnte sehr reizvoll werden,

wenn der eine oder der andere der modernen Maler von heute sich zu dem Experiment entschloße, Klassizist gegen die Zeit zu werden. Die Ergebnisse des Versuchs würden zu den interessantesten Versuchen des Ausbrechens aus dem Stiltzwang einer Epoche gehören, die wir bis jetzt erlebt haben.

★

Der Konflikt zwischen Prag und Vatikan

ist durch politische Gründe bewirkt. Die Tschechen sind infolge der innenpolitischen Entwicklung in einer höchst üblen Lage. Die Fiktion der „tschechoslowakischen Nation“ geht in die Brüche. Die Slowaken wollen völkische Autonomie. Die Sudetendeutschen sind auf dem Wege zu einer einigen nationalen Front, die ungarische Minderheit wehrt sich immer energischer gegen die Unterdrückungspolitik. Die tschechische Regierung fürchtet eine gemeinsame Front der Slowaken, Deutschen und Ungarn. Denn diese würde wie die Tschechen 6 Millionen umfassen, ja, sie würde über eine kleine Mehrheit verfügen. Darum sucht die Regierung die 6 Millionen Slowaken, Deutsche und Ungarn rücksichtslos zu unterdrücken und hat „einen Zustand des erhöhten Staatschutzes“ geschaffen, der geradezu kriegsmäßigen Charakter trägt.

Man muß diese Kämpfe im Auge behalten, wenn man den Konflikt mit dem päpstlichen Nuntius Ciriacci richtig beurteilen will. Die tschechische Regierung hatte zur Erinnerung an den slowakischen Fürsten Tribina, der das Christentum in die Slowakei einführte, eine Feier arrangiert. Sie wollte damit die Fiktion von der „tschechoslowakischen“ Nation und „brüderlichen Verbundenheit“ wieder beweisen. Der Führer der slowakischen Volkspartei und Autonomiebewegung, Štlnka, spielte aber den Herren aus Prag in Reutra, dem Ort der Feier, einen bösen Streich. Er erschien, ungebeten, mit vielen Tausenden slowakischen Bauern und forderte Autonomie für sein slowakisches Volk! Das war eine höchst peinliche Blamage für die Prager Regierung. Die tschechischen Blätter griffen darauf auch den päpstlichen Nuntius an und beschuldigten ihn, mit verantwortlich zu sein an dieser Aktion des Pfarrers Štlnka. Daraufhin schickten die Bischöfe, Klerus und Katholische Organisationen Ergebniskundgebungen an den Nuntius. U. a. auch Pfarrer Štlnka. Der Nuntius antwortete Štlnka in einem Schreiben. Dieses Schreiben führte zum Konflikt. Darin heißt es nämlich: „Während man in Prag den Selbigen Vater unmittelbar oder durch die

Person seines Repräsentanten in einer Weise belebt, daß dabei nicht einmal die Vorschriften der internationalen Höflichkeit, die für alle Völker gelten, beachtet werden, habt Ihr Slowaken einer solch hohen Autorität Eure gebührende Achtung erwiesen. Dafür gebührt Dir und den Deinen natürlich Lob ... Diese Eure Liebe werde ich nie vergessen. Das edle slowakische Volk bleibt mir stets am Herzen." Darauf tobte die tschechische Presse los. Sie schrieb von einer „durchaus unzulässigen Kundgebung grober Anstößigkeit“ gegen die Regierung. Daß der Nuntius von einem „slowakischen Volk“ spricht, hat die Presse am meisten erobert. Denn das trifft den wundesten Punkt. Man kann sich denken, welche Wirkung dieser Brief in der Slowakei ausgelöst hat. Die Slowaken sahen darin eine Anerkennung ihrer Autonomieforderungen durch den heiligen Vater!

Benesch suchte verzweifelt nach einem Ausweg, umsonst, seine Presse war nicht zu zügeln. So beschloß der Ministerrat, die Kundgebung des Nuntius an Hlinka „zurückzuweisen“ und den Vatikan zu ermahnen, Nuntius Ciriacci „zu amtlicher Erklärung“ nach Rom zu rufen, also ihn abzurufen. Aber der Vatikan nahm sich Zeit. Denn die Angelegenheit ist sehr ernst. Der Vorgänger Ciriaccis hat ebenfalls wegen vieler und dauernder Konflikte Prag verlassen müssen. Der Vatikan kann sich einer solchen Brüstung nicht erneut aussetzen. Es ist darum mit der Möglichkeit eines Abbruchs der diplomatischen Beziehungen zu rechnen. Auch aus einem anderen Grund. Der Vorfall in Neutra und der Brief des Nuntius an Hlinka waren der Auftakt zu dem neuen scharfen Unterdrückungskurs. Der Vatikan kann sich in die „inneren Angelegenheiten“ des Staates nicht mischen, aber der Nuntius kann sich andererseits nicht einfach taub und blind stellen. Welche Folgen ein Abbruch der Beziehungen haben könnte, ist schwer abzuschätzen. Sicher werden tschechische Politiker von einer „tschechischen Rationalkirche“ reden, wie 1919, aber sie werden bei den wirklich Gläubigen keine Gefolgenschaft finden.

★

Die evangelischen Deutschen

in Polen und in den anderen Randstaaten sind in ihrem evangelischen Bewußtsein und Bekenntnis unerschüttert, wie sie unerschüttert sind in ihrem deutschen Volkstum. Evangelisch und Deutsch, Polnisch und Katholisch: das ist eines wie Leib und Seele. (Das gilt nicht für Ostoberschlesien und die anderen abgetrennten Gebiete, denn dort

ist deutsches, nicht polnisches Land.) Geht man von dieser Grunderkenntnis aus, dann hat man den Schlüssel für die Zerfallserscheinungen in der slowakischen evangelischen Kirche. Wo deutschstämmige Menschen ihr Volkstum aufgeben, da werden sie auch ihrer Religion entfremdet und untreu.

Ein Ausspruch des evangelischen polnischen Pastors Danielewicz über die Lage der lutherischen Kirche Kongreßpolens bestätigt diese Beobachtung. Der Artikel hat in Polen starkes Aufsehen gemacht. Das ist begreiflich, denn in ihm ist zum ersten Male diese Entwicklung in schonungsloser Offenheit gekennzeichnet. Pastor Danielewicz stellt eine weitgreifende Lauheit und Widerstandslosigkeit bei den Evangelischen fest, die der sich immer unangenehmer bemerkbar machenden katholischen Aktion entgegenkommen. Er weist darauf hin, daß es in der Warschauer lutherischen Gemeinde über 90 Prozent konfessionelle Mischehen gebe. Die evangelische Presse, die in Form von „Zeichen“ erscheine, besaße sich — trotzdem Geldmittel und tüchtige Leute vorhanden seien — mit wertlosem Kleinkram und nebensächlichen Dingen. Gemeinden, Vereine und Verbände vegetieren. Dieser Mangel an evangelischem Leben und ausgesprochen evangelischem Bewußtsein erleichtere der katholischen Kirche die Arbeit, besonders in den polonisierten Gemeinden. Ja, die fortschreitende Polonisierung bringe die Gemeinden in gefährliche Nähe der katholischen Kirche. Der Abfall von der evangelischen Kirche sei besonders da groß, wo die Polonisierung der Gemeinden bedeutende Fortschritte gemacht habe. Das sei der Kernpunkt der Zerfallserscheinung der evangelischen Kirche in Kongreßpolen.

Von deutsch-lutherischer Seite wird zu diesem Artikel des polnischen Pastors Danielewicz gesagt, es sei falsch, die Arbeit der katholischen Kirche für den äußeren und inneren Rückgang verantwortlich zu machen, wenn auch die katholische Aktion nicht als bedeutungslos einzuschätzen sei. Doch sei weder sie, noch die Vereinzelung und Zerstreuung, noch die skrupellose Anwendung aller Polonisierungsmittel an dem Zerfall schuld, sondern einzig und allein der Mangel an evangelischem Bewußtsein.

Die lutherische Kirche Kongreßpolens ist ihrem Ursprung nach eine deutsche Kirche. Nun aber haben in den letzten Jahrzehnten viele ihrer Führer in den größeren Städten z. T. auch die Gemeinden, den Anschluß an das Polentum vollzogen. Die Polonisierung der Gemeinden wird in dem neuen polnischen Staat bewußt betrieben. Das geben die Berichte der Gemeinden in der polnischen evangelischen Presse auch ganz offen zu. Die Führer erklären, das sei nach den

veränderten Verhältnissen eine Notwendigkeit! Mit anderen Worten: ursprünglich deutschstämmige Menschen haben ihr Volkstum ausgegeben, die Folge ist, daß sie auch in ihrem deutschen evangelischen Väterglauben schwach und wankend werden. Daß evangelische Polen unsicher werden, ist nicht zu verwundern. Das Ende kann nur der Zerfall sein.

Ähnliche Erscheinungen zeigen sich innerhalb des litauischen Teils der lutherischen Kirche in Litauen (s. „Vor dem Schnellrichter“ im Oktoberheft). Der Streit wird zwischen den verschiedenen Kirchen-, „Parteien“ und Führern mit Erbitterung geführt. Es ist ein Kampf um die Macht bei der Politisierung der Kirche. Der Versuch des abgesetzten Konsistorialpräsidenten Geigolat, eine litauische Synode einzuberufen, ist an dem Verbot der Regierung gescheitert. Trotzdem wird mit einer Spaltung der litauischen lutherischen Kirche gerechnet. Die Folge dieses inneren Haders ist unausbleiblich Zerstörung und Zerfall. Die deutschen lutherischen Gemeinden in Litauen halten sich aus diesem Streit heraus und wollen eine eigene deutsche Führung bilden.

In Lettland ist die Spaltung in der lettisch-evangelischen Kirche bereits praktisch vollzogen. Ein lettischer Pfarrer hat sich für die Ausschaltung des alten Testaments aus der evangelischen Lehre und Kirche ausgesprochen. Das Konsistorium forderte ihn darauf auf, sein Amt niederzulegen. Der Pfarrer weigerte sich, und die Gemeinde stellte sich hinter ihn. Er will nun die Kirche der „lettischen Christen“, eine lettisch-völkische Kirche schaffen, entsprechend dem Programm der lettischen Fascisten, der „Perkonkrusts“. „Lettland den Letten!“

★

Die Beichte in der nordischen lutherischen Kirche wieder einzuführen, dieser Vorschlag des dänischen Dozenten Jørgen Damgaard an der Kopenhagener Universität hat in den skandinavischen Ländern außerordentliches Aufsehen hervorgerufen. Auf der Nordischen Theologentagung in Drontheim hat er die Einführung der Beichte in Erwägung gezogen. In einem Interview erklärte er, wenn er von einer Wiederbelebung der Beichte spreche, müsse jeder Verdacht abgewiesen werden, daß es sich um eine Rückkehr zur katholischen Kirche handle. Es handle sich um die Erneuerung der „privaten“ Beichte im Geist der lutherischen Theologie. Luther lege besonderes Gewicht auf die Absolution, auf das, was Gott in der Beichte tue. Luthers Bedingung für die Beichte aber sei die Freiheit; jeder

Zwang müsse ausgeschaltet werden. Es sei nur die Rede davon, einem Bedürfnis entgegenzukommen, wo es vorhanden sei. Es soll — nach Meinung des dänischen Theologen — in unserer von Auflösung und Zweifel geplagten Zeit ein Bedürfnis zur Beichte bestehen. Die Beichte habe einen hervorragenden Platz in Luthers Leben eingenommen. Es handele sich also nicht um die Einführung von etwas Neuem oder um das Wiederaufleben von etwas Totem. Es handle sich darum, einer Entfaltung Platz zu bereiten, dem Wuchs von etwas Notwendigem... Es seien Zeichen vorhanden, so prophezeit Damgaard, die darauf hindeuten, daß Gott arbeite; und wenn er es wolle, könne die Beichte plötzlich, auch auf eine in den Augen der Menschen ganz unverständliche Weise, hervorbrechen wie eine herrliche Blüte auf dem alten Bau der lutherischen Kirche.

An diese Auffassungen und Darlegungen hat sich — in theologischen Kreisen — eine bewegte Erörterung geknüpft. Die Gegner erklären, mit der Einführung der Beichte und mit den Gedankengängen des dänischen Dozenten werde der Weg zur Rekatholisierung, zum Zerfall des protestantisch-germanischen Christentums beschritten.

Diese Diskussion, im Zusammenhang mit den Zerfallserscheinungen in der evangelischen Kirche im Osten, weiter im Zusammenhang mit den Unionsbestrebungen der katholischen Kirche im Osten und Südosten betrachtet, eröffnet Perspektiven von vielleicht säkularer Bedeutung. Zeigt jedenfalls mit großer Deutlichkeit, daß der Protestantismus, das germanisch geprägte Christentum, Gefahren gegenübersteht, die nicht zu unterschätzen sind. Es ist Zeit, die Augen zu öffnen.

★

Die neuen Habilitationsvorschriften,

die der Kultusminister Rüst für Preußen erlassen hat, haben neben die wissenschaftliche Eignung der Bewerber um die Facultas docendi als Vorbedingung einen mehrmonatigen Aufenthalt in einem Geländeport- oder Arbeitslager und einen Schulungskursus an einer Dozentenakademie gestellt. Erst wenn der junge Doktor diese beiden Kurse absolviert hat, beginnt das bisher übliche Habilitationsverfahren bei der Fakultät. Gegen beide Bestimmungen ist Ernsthaftes faum einzuwenden, sobald, was bei dem Geist der deutschen Universitäten wie bei der ganzen bisherigen Haltung des Kultusministers als selbstverständlich anzusehen ist, die Regel dazu da ist, daß Ausnahmen gemacht werden.

Für den durchschnittlichen Nachwuchs der Universitätslehrer ist die Verührung mit dem Leben, wie sie sich etwa in einem Arbeitslager ergibt, nur ein Gewinn und eine Bereicherung; die Abgetrenntheit der Universität vom Leben, welche die meisten von uns beim Verlassen der Hochschule nur zu deutlich empfanden, wird wenigstens etwas aufgehoben werden. Auf der anderen Seite werden die Fakultäten, sofern sie irgendwo einen werdenden Kiejsche entdecken, dessen geistige Kraft in einem so starken Mißverhältnis zu seiner körperlichen steht, daß der Aufenthalt im Arbeitslager keine Kräftigung, sondern nur Schwächung

bringen könnte — sicherlich Manns genug sein, sich beim Kultusminister für eine Befreiung des Mannes vor dem üblichen Weg einzusetzen, und der Kultusminister wird bestimmt in solchem Falle keine Schwierigkeiten machen. Wie weit sich im Zusammenhang mit dieser Neuordnung allmählich stärker eine Sonderung der Universität als Erziehungsanstalt, als Schule, von der Universität als Forschungsinstitut ergeben wird, bleibt abzuwarten; sollte sie sich einstellen und die Forschung mehr und mehr an die Akademien übergehen, so wäre auch das eine Entwicklung, die man unter Umständen nur begrüßen könnte.

Verzeichnis der Mitarbeiter dieses Heftes:

Lic. Dr. Christoph Schrempf, Stuttgart. — Peter Weber, Berlin. — Professor Kurt Kluge, Berlin — Professor Felix Meißel, Weimar. — Professor Dr. Hugo Preller, Jena. — Professor Dr. Paul Mombert, Gießen. — Dr. Rudolf Zesch, Berlin. — Johannes Dieckes, Reunkirchen. — Geheimrat Professor Dr. Maximilian Claar, Neapel. — Otto Freiherr von Taube, München. — Dr. Otto Sachtmann, Dessau.

Im 60. Jahrgang veröffentlichen wir an dieser Stelle regelmäßig Zusammenstellungen von Beiträgen unserer Autoren aus früheren Jahrgängen der „Deutschen Rundschau“:

Richard Benz

Romantik von Einst und Jetzt (Dez. 1928) — Die Alterswerke der Kunst (Jan. 1930) — Plastische Kultur? (Juli 1931) — Umwertung unserer geistigen Ueberlieferung (Jan. 1932) — Goethe-Bereitschaft (März 1932)

Ludwig Klages

Handschrift und Charakter (Mai 1921)

Hermann Stehr

Der Schatten. Novelle (Okt. 1923) — Aus Hermann Brändeljeners Jugend (Febr. 1924) — Der Geigenmacher. Eine Geschichte (Jan./Febr. 1926)

Hans Steinacher

Der Kärntner Freiheitskampf (Dez. 1921) — Oberschlesien. Zum 11. Jahrestag der Abstimmung (März 1931)

Leopold Ziegler

Metaphysik und Geisteswissenschaft (August 1925) — Rudolf Pannwitz (Mai 1931)

Preis jedes Heftes M. 1.—, dazu das Porto von 15 Pfg. für das Einzelheft

Verlag Deutsche Rundschau G. m. b. H., Berlin SW. 68

Soeben erschienen zwei geschichtliche Werke von Weltbedeutung:

Lloyd George · Mein Anteil am Weltkrieg

Lebensmemoiren. I. Teil. Deutsch v. B. Wit. Geheftet 8.50, kartoniert 9.50, Leinen 12.50 RM

Alle Eigenschaften, die den Aufstieg des berühmten englischen Politikers bis zu den Gipfeln der Macht erwirkten, vor allem die schulwidrige Originalität seines Wesens und die rücksichtslose Leidenschaft seiner Energieentladung, fanden während der europäischen Tragödie das reichste Betätigungsfeld und lassen sich nun, im literarischen Niederschlag des Memoirenwerks, nacherleben. Aus dem reichen Inhalt heben wir besonders heraus: Grens Außenpolitik / Wilsons Interventionspolitik und Oberst House' europäische Mission / Ursachen des russischen Zusammenbruchs / Lord Lansdownes Friedensschritt / Der Mangel an Zusammenarbeit unter den Alliierten / Die serbische und die rumänische Tragödie und die männermordende Taktik der Angriffsschlachten an der deutschen Westfront / Das Verbrechen der Vertagungstaktik / Der Kampf der großen Zivilisten mit den großen Strategen / Charakteristiken von Gren, Kitchener, Robertson (engl. Generalstabschef), Asquith, Briand, Joffre usw.

Harold Nicolson · Friedensmacher 1919

PEACEMAKING 1919) Deutsch von S. Reissiger. Geheftet 5.-, kartoniert 6.-, Leinen 7.50 RM

Harold Nicolson, der frühere englische Botschaftsrat in Berlin, war als Sekretär der britischen Friedensdelegation in Paris zugeteilt. Mit den Erfahrungen von vierzehn Jahren vor Augen, blickt Nicolson auf jene Pariser Werktage zurück, auf jene von der Hast und dem Haß, von der Eier und den Egoismen der großen und kleinen Völker ausgefüllten Zeit, auf jene Überfülle rivalisierender Menschlichkeiten derer, denen die Völker nach dem Graus der kaum überlebten Kriegstragödie die Ordnung ihrer Geschicke anvertraut hatten. Nirgends wurde bisher in der Literatur diese menschliche, allzu menschliche Seite der Friedensmacher mit so plastischem Griffel gezeichnet. Es besteht kein Zweifel, daß diese Publikation zu den allerwertvollsten gehört, die dem gewaltigen Thema gewidmet worden sind.

FISCHER VERLAG · BERLIN

Die Werke aus unserem Verlag sind durch jede gute Buchhandlung zu beziehen

Von den Kommissaren wurde zur Anschaffung in den Volksbüchereien empfohlen

Edgar J. Jung **Die Herrschaft der Minderwertigen . . .**

Ihr Zerfall und ihre Ablösung durch ein neues Reich

Damit hat dieses grundlegende philosophisch-politische Werk, das als geistige Vorbereitung der inneren Revolution des deutschen Volkes Jahre hindurch gewirkt hat, nunmehr auch die ihm gebührende staatliche Anerkennung erfahren, nachdem es in den vergangenen Jahren von der Presse der Gegner des Nationalismus totgeschwiegen worden war. Trotz dieses Schweigens der deutschen „Weltpresse“ hat das Buch jetzt schon die 3. Auflage (11.—15. Tausend) erreicht. Für ein Buch, das so hohe Anforderungen an seine Leserschaft stellt, wie das vorliegende, gewiß ein außerordentlicher Erfolg! Umfang 692 Seiten, Legatenformat, mit zahlreichen Statistiken, Schaubildern usw.

In Ganzleinen M. 7.60, brosch. M. 6.75

Verlag Deutsche Rundschau G. m. b. H., Berlin SW 68

Dein Begleiter im nächsten Jahr

VDA-Kalender 1934

Deutsche in aller Welt

Dieser Kalender — die neue Folge des alten „Roland-Kalenders“ — wird allen volksbewußten Deutschen unentbehrlich werden. Auf 112 Blättern zeigt er ebenso viele Bilder unserer besten Photographen von allen Fronten des Volkstumskampfes. Er wird zugleich einer der schönsten und preiswertesten Kalender des nächsten Jahres sein — vor allem aber eine unentbehrliche Waffe im Kampf um das deutsche Lebensrecht.

Für Mf. **2.-** erhältlich in
allen guten Buchhandlungen

Verlag Grenze und Ausland / Berlin W 30

TH. GRENTRUP

S. V. D.

Die kirchliche Rechtslage der deutschen Minderheiten katholischer Konfession in Europa

Aus der Sammlung: HANDBÜCHER DES AUSSCHUSSES FÜR MINDERHEITENRECHT
Herausgegeben von Prof. Max Hildebert Boehm

Erstmalig findet man hier eine Darstellung des Gesamtkirchenrechts aller Staaten in denen deutsche Minderheiten leben, soweit deren Kirchenrecht Bezug auf das Leben dieser Minderheiten hat. Das Buch ist dadurch ein Quellenwerk von unschätzbbarer Bedeutung für den Kanoniker, den Politiker, den Kirchenrechtler. — Folgende Staaten werden behandelt: Belgien, Dänemark, Estland, Frankreich, Italien, Jugoslawien, Lettland, Litauen, Polen, Rumänien, Sowjetrußland, Tschechoslowakei, Ungarn.

Ladenpreis
RM. 11.—

Verlag: **DEUTSCHE RUNDSCHAU G. m. b. H., Berlin SW 6**

Held ohne Ruhm

Roman von Wolfgang Müller - Clemm

Ganzleinen RM. 4.80 • kartoniert RM. 3.50

Der Roman baut die Brücke über die Zeitwende. Auf ihr marschiert Fritz Trimm, ehemaliger Kadett, zum Krüppel geschossener Offizier, Deutscher, Preuße, Verfechter einer grauvollen Zeit, beladen mit der Last der Unehre. Der deutsche Christophorus.

Ein Einzelschicksal und doch das Schicksal ungezählter Männer dieser Zeit. Held ohne Ruhm heißt der Titel des Buches, das zum Denkmal des unbekannten Soldaten wird, zum Denkmal jenes unbekannten Soldaten, der leben mußte, um die Befreiung zu erkämpfen. In der bunten Uniform und im Braunhemd bleibt Fritz Trimm sich gleich. Das Ziel liegt in ihm, manchmal verborgen wie ein ungehobenes Geheimnis, dann wieder sichtbar und klar wie ein Leuchtfeuer. Menschenschicksal ist Kolonnenschicksal. Auch der Einzelne, der Große, der Gewaltige kann sich nicht von der Kolonne trennen, marschiert er auch vor ihr, die Bindung zum Gros ermöglicht erst die Gestaltung. Fritz Trimm marschiert immer hinter der Führung, tapfer, selbstlos, nicht für den Ruhm, sondern für die Ehre.

Hans Grimm hat dem deutschen Roman die volkhaft-epische Breite gegeben. Hier schuf nun Müller-Clemm den von dramatischen Spannungen getragenen Roman des Kämpfers unserer Zeit.

Wilh. Gottl. Korn-Verlag, Breslau

Wollen Sie
zuverlässig
unterrichtet sein?

...dann lesen Sie die

Deutsche Allgemeine Zeitung

DAS GROSSE DEUTSCHE WIRTSCHAFTSBLATT